

Lebensentwürfe

Norbert Bolz

Ich will einen Unterschied machen!

Thomas Gesterkamp

Vielfalt der Geschlechterrollen

Kathrin Mahler Walther · Helga Lukoschat

Kinder und Karrieren: Die neuen Paare

Klaus Dörre

Lebensentwürfe in unsicheren Zeiten

Marina Rupp

Regenbogenfamilien

Dieter Otten · Nina Melsheimer

Lebensentwürfe „50plus“

Michael Feldhaus · Monika Schlegel

Vielfalt (mobiler) Lebensformen?

Editorial

Noch nie waren so viele verschiedene Lebensmodelle möglich wie heute. Individualität und Wahlfreiheit erscheinen nahezu grenzenlos. Neben der traditionellen Familienkonstellation aus Ehemann, Ehefrau und Kind(ern) sind mittlerweile zahlreiche andere familiale Formen gesellschaftlich akzeptiert. Ebenso ist es inzwischen „normal“, dass Ehen wieder geschieden oder zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern geschlossen werden. Auch die Rollenbilder sind längst nicht mehr so starr wie noch vor wenigen Jahrzehnten: Während es heute selbstverständlich ist, dass Frauen berufstätig sind und Karrieren verfolgen, entdecken viele Männer den Wert der familiären Arbeit und aktiver Vaterschaft – es wird inzwischen geradezu von ihnen erwartet.

Doch ist die Freiheit nur in Bezug darauf, was gesellschaftlich möglich ist, so groß – in der Praxis besteht Wahlfreiheit nur für diejenigen, die es sich materiell leisten können. Nur der- bzw. diejenige, dessen bzw. deren Existenz ökonomisch einigermaßen gesichert ist, kann es sich erlauben, sich die „Familien-“ und die Erwerbsarbeit mit dem Partner bzw. der Partnerin so aufzuteilen, wie es beiden am besten entspricht. Beruf und Familie lassen sich längst nicht überall miteinander vereinbaren, so dass sich viele Menschen bzw. Paare zwangsläufig in alten Rollenbildern wiederfinden, die sie eigentlich für überholt halten.

Dass heute überhaupt von verschiedenen „Lebensentwürfen“ die Rede sein kann, ist dem gesellschaftlichen Wandel in den vergangenen vier Jahrzehnten zu verdanken. Es bleibt aber eine große gesellschaftspolitische Aufgabe, zu gewährleisten, dass breite Bevölkerungsschichten davon profitieren können und tatsächlich „jeder nach seiner Façon“ glücklich werden kann.

Johannes Piepenbrink

Norbert Bolz

Ich will einen Unterschied machen!

Essay

Alles, was wir tun, basiert auf riskanten Entscheidungen. Wir müssen uns daher stets die Fragen stellen: Was ist richtig? Und: Was ist mir wichtig? Wie finde ich mein

Norbert Bolz

Dr. phil., geb. 1953; Professor für Medienwissenschaft an der Technischen Universität Berlin, Institut für Sprache und Kommunikation, Straße des 17. Juni 135, 10623 Berlin.
norbert.bolz@tu-berlin.de

Lebensthema? Nicht zwischen wichtig und unwichtig unterscheiden zu können, ist das Wesen der Dummheit. Man muss vor allem verstehen, dass das, was informativ ist, nicht auch schon wichtig ist; und dass nichts aus sich selbst heraus wichtig ist. Die Sorge produziert die Wichtigkeit – wichtig heißt immer: wichtig für mich. Das Wichtigste ist deshalb, zu verstehen, was einem wichtig ist.

Doch wohlgemerkt: Wichtigkeit heißt nicht Eigeninteresse. Das kann man daran erkennen, dass viele Menschen erfolgreich, aber unzufrieden sind. Wer nur sein Eigeninteresse befriedigt, steigert damit nicht auch sein Selbstwertgefühl. Geschäftlicher Erfolg kann gesellschaftliche Anerkennung nicht ersetzen. Mit anderen Worten: Geschäftlicher Erfolg ist kein Anzeichen dafür, ob es einem Menschen gelungen ist, dem eigenen Leben Sinn und Form zu geben. In den Ursprungszeiten des Kapitalismus hat man das noch verstanden, denn damals hatte der Einzelne nicht nur Ansprüche, sondern auch Pflichten. So galt für den Puritaner: Pflicht gibt dem Leben Sinn, Lebensführung gibt dem Leben Form. Natürlich können Pflichtbewusstsein und Lebensführung unser Verhalten heute nicht mehr wie damals bestimmen. Aber was dann?

Menschen haben kein Biogramm, das heißt, sie sind im Gegensatz zu den Tieren

nicht in die Welt eingepasst. Und deshalb brauchen sie Identitätsformeln. Wer bin ich? Diese Frage beantworte ich natürlich ganz anders als Du. Jeder Einzelne muss sich eine Lebensrolle definieren. Der Mensch ist nicht einfach mit sich selbst identisch, sondern er muss seine Identität erst leisten. Wer etwa im Rahmen einer Bewerbung seinen Lebenslauf verfasst, weiß natürlich, dass er nicht frei phantasieren kann; der Lebenslauf muss glaubwürdig sein und darf keine Widersprüche aufweisen. Und dennoch: Jeder Lebenslauf ist ein Drehbuch, das man schreibt. Und das gilt für die Identitätsbildung überhaupt: Man kann nur leben, wenn man sich eine Rolle definiert.

Es ist deshalb ein Missverständnis zu glauben, der echte Mensch befände sich hinter einer Maske. Das Selbst ist der dramatische Effekt des Alltagstheaters. Man spielt die Rolle, man selbst zu sein. Und diese Selbstdarstellung ist die Grundlage des sozialen Vertrauens. Das bedeutet, dass die Würde des Menschen, die ja „unantastbar“ sein soll, das Resultat einer gelungenen Selbstdarstellung ist. Die aktuellste Form dieser Selbstdarstellung gibt es im Internet: *broadcast yourself*. Internet-Portale wie YouTube, StudiVZ und MySpace zeigen uns reine Formen einer öffentlichen Zurschaustellung von Identität. Statt das „wahre“ Selbst zu entdecken, geht es darum, ein interessantes Selbst zu erschaffen. Anprobieren – das macht man heute nicht mehr nur mit Kleidern, sondern auch mit Lebensstilen und Weltanschauungen. Viele, vor allem junge Menschen, die mit dem Internet aufgewachsen sind und es als eine zweite Natur erfahren, können mit den klassischen Vorstellungen von Privatsphäre und Intimität gar nichts mehr anfangen. YouTube, MySpace und die Castingshows im Fernsehen signalisieren Exhibitionismus und Voyeurismus als neuen Megatrend.

Bedürfnis – Wunsch – Begehren

Jeder Einzelne inszeniert sich selbst, erfindet seine Identität. Muster und Drehbücher dafür beziehen die Jugendlichen heute vor allem aus der Welt der Stars und Prominenten. Wie das funktioniert, lässt sich an der Doppeldeutigkeit des Begriffs „Markenpersönlichkeit“ zeigen. Ursprünglich war damit gemeint, dass es dem Marketing gelingen sollte, einem Produkt die Prägnanz und Aus-

strahlungskraft einer Persönlichkeit zu verleihen. Doch heute gilt auch das Umgekehrte: *Personal brands* sind Menschen, die von erfolgreichen Markenprodukten gelernt haben, wie man Kunden fasziniert. Diese Gestaltung findet auf der anderen Seite der Vernunft statt, im Medium der Geschichten, Werte und Gefühle. Gute Geschichten erzeugen einen Gefühlszusammenhang, in dem man sich verorten kann. Das Leben eines Menschen ist die Erforschung eines Wertefeldes. Noch wichtiger als zu bekommen, was wir uns wünschen, ist, herauszufinden, was wir uns wirklich wünschen. Und wichtiger als die eigenen Vorlieben ist das, was man glaubt, wünschen zu sollen.

Wünsche und Vorlieben entstehen nicht aus der Seele oder aus dem Bauch, sondern aus der sozialen Situation. Diese Wünsche können zwei extreme Formen annehmen, nämlich erstens: Ich will anders sein als die anderen. Dieser Wunsch wird von der Mode erfolgreich bedient. Und zweitens: Ich will anders sein als ich selbst bin. Das ist ein Wunsch zweiter Ordnung. Und hier lohnt es sich, genauer hinzuschauen. Wunsch zweiter Ordnung heißt: Ich will andere Wünsche haben. Das ist die Dimension, die Philosophen meinen, wenn sie von Willensfreiheit reden. Ich habe einen freien Willen, wenn ich in der Lage bin, gegen den Strich der eigenen Vorlieben zu wählen.

In allen Prozessen der Bildung und Erziehung geht es im Kern um die Änderung von Vorlieben. Das ist möglich, weil Menschen sich selbst bewerten und deshalb Wünsche nach anderen Wünschen ausbilden. Und genau das soll der von dem amerikanischen Philosophen Harry G. Frankfurt eingeführte Begriff der Wünsche zweiter Ordnung ausdrücken: dass wir die Möglichkeit haben, unsere Wünsche zu korrigieren, nämlich im Hinblick darauf, was wirklich Not tut. Dabei kann man die Erfahrung machen, dass das Begehren von etwas, das es wert ist, begehrt zu werden, aber unerreichbar ist, wertvoller ist als die Befriedigung eines einfachen Begehrens.

Der Mensch klettert auf der Leiter des Konsums vom Nützlichen zum Heiligen, von der Befriedigung fundamentaler Bedürfnisse zum spirituellen Mehrwert. Ich schlage hier ein Dreistufenmodell vor: Bedürfnis – Wunsch – Begehren nach Anerkennung. Das Bedürfnis

ist das Thema der Ökonomie, der Wunsch ist das Thema der Psychologie und das Begehren nach Anerkennung ist das Thema der Soziologie. Bedürfnisse entstehen aus einem Mangel, und man kann deshalb immer klar sagen, was einem fehlt. Das ermöglicht das Bild des *homo oeconomicus*, der den Markt betritt, die Angebote prüft und eine rationale Kosten-Nutzen-Kalkulation anstellt. Am Ende hat er ein Produkt gekauft, das sein Bedürfnis befriedigt. Das ist das klassische Bild der Wirtschaft als System der Bedürfnisse.

Wünsche haben eine ganz andere Logik. Man kann nie genau sagen, was man sich zu tiefst wünscht, denn Wünsche sind unbewusst – und unerfüllbar. Das heißt zum einen, dass man sie nicht rational kontrollieren kann, und zum anderen, dass es kein Ende des Konsumierens gibt. Denn immer dann, wenn ich das bekomme, was ich mir gewünscht habe, stellt sich die Melancholie der Erfüllung ein, also das Gefühl: „Das ist es doch nicht!“ Deshalb muss ich es mit dem nächsten Auto, der nächsten Reise, der nächsten Frau bzw. dem nächsten Mann versuchen. Das ist das Szenario der Wunschökonomie einer Wohlstandsgesellschaft.

Dass Wünsche unerfüllbar sind, liegt daran, dass sie nur Stellvertreter eines Begehrens sind, das unser ganzes Leben beherrscht: das Begehren nach Anerkennung. Ansehen ist der reinste Wert. Wir sind eben durch und durch soziale Wesen und brauchen die Anerkennung durch die anderen wie die Luft zum Atmen. Anerkannt wird heute aber nicht unser Wohlstand, sondern unser Lebensstil. Was uns in den Augen der anderen Würde und Wert verleiht, ist nicht der Lebensstandard, sondern die Lebensführung. Doch diese setzt genau jene Prinzipien voraus, die man in der Protestkultur der „68er“ gerne als Sekundärtugenden verspottete. Heute zählt wieder Charakter, und der ist das Resultat von Selbstdisziplin.

Wer anders sein will als er ist, hat nicht den Wunsch nach etwas Bestimmtem, sondern – nach einem *wirklichen* Wunsch. Jedes Kind kennt ja die Geschichte von dem, der drei Wünsche frei hatte. In dieser Geschichte geht es im Kern um den Wunsch, bessere Wünsche zu wünschen. Und die Werbung erzählt solche Geschichten, die den Wunsch nach besseren Wünschen wecken, für Erwachsene. Für

die vielen, denen die Werbewelt selbst schon lebbar Wirklichkeit geworden ist, gilt dann: Das Beste am Leben sind die Geschichten über das Beste am Leben.

Freiheit verpflichtet

In unserer Gesellschaft herrscht der soziale Rollenzwang, unverwechselbar zu sein. Es ist also nicht so, dass die Globalisierung der westlichen Lebensformen nivellierend wirken würden. Im Gegenteil: Die Globalisierung fördert die Individualisierung. Das eigentliche Problem der Selbstverwirklichung liegt vielmehr darin, Freiheit in Sinn zu verwandeln. Autonomie ist heute Selbstprogrammierung. Es geht um die Aufgabe, sich selbst zu verwirklichen, indem man sich zu Aufgaben herausfordert, die man selbst bestimmt.

Der gute Sinn des Begriffs der Selbstverwirklichung liegt darin, dass er unterscheidet zwischen Menschen, die einfach nur leben, und Menschen, die ihr Leben führen. Für eine bewusste Lebensführung ist aber wesentlich herauszufinden, was man wollen sollte. Erkenne dich selbst! Diese klassische Forderung stellt mich vor die Frage: Was muss ich wollen? Ich habe die Pflicht, mein besseres Selbst zu kultivieren. Das, was ich liebe, stellt Ansprüche an mich, denen ich entsprechen muss.

Die Leute lieben es, ihre eigenen Fähigkeiten zu stimulieren und zu trainieren. Distinktion und Exzellenz sind die wichtigsten Quellen der Befriedigung. Da sich mein Selbstwertgefühl in der Vorstellung bildet, wie andere mich beurteilen, ist das wichtigste Motiv meines Handelns, etwas zu tun, worauf die anderen angemessen reagieren. *I want to make a difference*, sagen die Amerikaner. Ich will einen Unterschied machen, der für andere zählt. Das gute Leben fordert Selbsttranszendenz. Mit anderen Worten: Freiheit verpflichtet mich, zu tun, was Not tut. Solange man noch die Wahl hat, ist man nicht frei. Wahlfreiheit ist nur die Freiheit der Unfreien. Charakter dagegen entsteht durch den freien Verzicht auf Möglichkeiten.

Selbsttranszendenz heißt konkret, sich von einer Aufgabe verzehren zu lassen. Früher nannte man das Pflichterfüllung. Pflichterfüllung als Lebensform bedeutet: Die Welt ist

unsicher, aber die Seele ist fest. Dass das möglich ist, verdanken wir der Kraft des Glaubens. Welche unverzichtbare Funktion er für den Menschen hat, wird deutlich, wenn man sich klarmacht, dass Menschen im Gegensatz zu Tieren nicht in die Welt eingepasst sind. Tiere leben von Instinkten geleitet in ihrer Umwelt. Menschen leben vom Glauben geleitet in ihrem Sinn. Deshalb haben die Menschen das Bedürfnis nach einer transzendenten Verankerung des Lebens.

Als der Beruf noch Berufung war, konnte man die Arbeit als Königsweg zum Heil verstehen. Sobald der Beruf aber nur noch ein Job ist, kann er nicht mehr das „Rückgrat des Lebens“ (Nietzsche) sein. Angesichts dessen könnte man resignieren und Gewerkschaftler oder Beamter werden. Aber man kann auch eine Strategie der Vorwärtsverteidigung verfolgen, und aus dem Geschäft einen Lebensstil machen. Es gibt dann keinen Unterschied mehr zwischen Arbeitszeit und Freizeit. Der amerikanische Dichter Donald Hall hat in diesem Zusammenhang vom „Paradies der Arbeit“ gesprochen.

Paradies der Arbeit – das ist eine wunderbare Paradoxie, denn bisher war Arbeit ja die Strafe der Vertreibung aus dem Paradies. Der *workaholic* macht aber klar, dass es im Paradies der Arbeit nicht um Bedürfnisse oder Genuss geht, sondern um Arbeit, die Spaß macht. Und so ungerecht, wie die Natur in der Verteilung der Schönheit ist, so ungerecht ist unsere Gesellschaft in puncto Arbeit: Je mehr Spaß sie macht, umso besser wird sie bezahlt.

Die Arbeit findet gleichsam auf einer Bühne statt, und Selbstmarketing ist heute die Bedingung für geschäftlichen Erfolg. Verkauf' Deine Identität! Mach' Dich selbst zur Marke! Selbstmarketing ist eine Kunst, die heute schon die auf der digitalen Welle surfenden Jugendlichen lernen. Soziale Netzwerke im Internet dienen nicht nur der Kommunikation sondern auch der Positionierung. Und diese kann über Erfolg und Misserfolg im Berufsleben entscheiden. So emanzipiert sich der Politiker von seiner Partei, der Professor von seiner Universität, der Journalist von seiner Zeitung und der Fußballspieler von seiner Mannschaft. Deshalb werden Headhunter, Talentscouts und andere Experten der Star-Suche immer wichtiger.

Märkte der Sorge

Erfolg ist ein bürgerlicher Wert. Das gilt es vor allem deshalb zu betonen, weil die westliche Kultur nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem von Bohème-Werten geprägt wurde. Und der erfolgreiche Bourgeois ist der natürliche Feind der Bohème. In den 1960er und 70er Jahren gab es geradezu einen Kult des Anti-Erfolgs. Die Verlierer beherrschten die Szene. Aber in den vergangenen Jahrzehnten haben sich die Jugendlichen wieder mit dem Leistungsprinzip versöhnt. Der Bohémien verträgt sich mit dem Bourgeois.

Der Erfolg wird heute aber nicht mehr protzend zu Schau gestellt sondern elegant verdeckt. Wie gibt man viel Geld aus, ohne zu protzen? Man investiert es in den eigenen Körper, in Küche und Bad, in kleine Dinge. Man trinkt Wasser, das so teuer ist wie ein Wochenendeinkauf bei Aldi; man trägt Kleider, die lässig und nach Freizeit aussehen, aber aus unglaublich kostbarem Stoff gemacht sind; man macht Öko-Urlaub in garantiert touristenfreien Naturschutzgebieten. Die Erfolgreichen geben für die einfachsten Dinge des Lebens wie Kaffee, Nudeln und Seife ungeheuer viel Geld aus. Über dem Leben der Reichen liegt heute eine Patina der Einfachheit.

Das zeigt sehr deutlich, dass wir in ein Zeitalter der postökonomischen Werte eingetreten sind. Die Menschen interessieren sich immer mehr für das gute Leben, öffentliche Güter, gerechte Verfahren, ethisches Einkaufen, freiwilliges Engagement und die Aktivitäten von Non-Profit- und Nichtregierungsorganisationen. Je mehr sich der Kapitalismus als der große Gleichmacher der materiellen Lebensbedingungen bewährt, um so mehr drängen sich die nichtmateriellen Aspekte des guten Lebens in den Vordergrund der Aufmerksamkeit: Prestige und Privileg. Das hat unmittelbare Auswirkungen auf das Verhältnis von Einkommen und Status. Es geht dann primär um den Wunsch, anders zu sein und die Ungleichheit zu genießen, also um die Aneignung differenzierender Merkmale, auf die das eigene Selbstwertgefühl gestützt werden kann.

Werte statt Preise – so lautet das Konsumverständnis der „Generation We“. Sie will

sorgen und teilen. Neben das Tauschinteresse und die christliche Nächstenliebe tritt das Geschenk aus Sympathie. Ich teile, also bin ich. So tritt in unserer Gesellschaft neben den Wunsch, umsorgt zu werden, der Wunsch, sich zu sorgen. Noch deutlicher: In der Welt von Wohlstand und Fürsorge wächst der Wunsch, sich um jemanden oder etwas zu sorgen. Traditionell sorgte man sich um die Kinder und die Alten. Das grün gefärbte Bewusstsein sorgt sich um die Natur, das schlechte soziale Gewissen um die Armen der Welt. Die Unpolitischen, denen Kinder oder Senioren zu anstrengend und soziale oder Umweltprobleme zu komplex sind, sorgen sich um Haustiere. Die „*fit for fun*-Generation“ sorgt sich um den eigenen Körper. Und einsame Kinder sorgen sich um ihren Roboterhund. Dieser Wunsch, sich zu sorgen, gründet in dem Wunsch, gebraucht zu werden.

Die Hochkonjunktur der Sorge ist auch ein Effekt der Massenmedien. Sie zeigen uns tagtäglich die Leiden und Probleme der Welt – und wir können als Leser und Zuschauer nur sagen: „Da muss man doch etwas tun!“ Wenn aber die ganze Welt zum Gegenstand des Verantwortungsgefühls wird, dann entspricht dem natürlich kein konkretes Handeln mehr. Die Massenmedien muten den Menschen heute also nicht nur Pflichten gegenüber seinesgleichen, sondern gegenüber der ganzen Menschheit und deren Zukunft zu. Damit überlastet man aber das Moralgefühl.

Die ganze Welt geht uns jetzt etwas an. Und fast nichts können wir tun. Je unmöglicher aber ein wirklich eingreifendes Handeln ist, desto lauter das Pathos der Betroffenheit. Mitleid ist das demokratische Gefühl schlechthin. Betroffenheit durch die Hilfsbedürftigkeit der Opfer – das ist die heute vorherrschende demokratische Empfindung. Der Bürger, der sich heute politisch engagieren, also einen Unterschied machen will, geht nicht mehr in die Politik, denn die ist viel zu komplex geworden. Er begibt sich stattdessen auf den Markt der Sorge, der so kleinteilig und einfach ist, dass man mit jedem Konsumakt und jeder Spende die Welt verbessern kann.

Vielfalt der Geschlechterrollen

Als das politische Tauziehen um den insolventen Handelskonzern Arcandor im Juni 2009 auf dem Höhepunkt angekommen war, erschien in vielen Zeitungen ein ein-

drucksvolles Foto: Eine Karstadt-Verkäuferin demonstriert gemeinsam mit ihrem Sohn, der ein Transparent in die Kamera hält, auf dem steht: „Mama braucht ihre Arbeit“. Das Bild dokumentiert einen kulturellen Wandel: Nicht nur Papa

braucht seine Arbeit – auch Frauenjobs sind wichtig und rettungswürdig. Das ist neu, denn früher war die öffentliche Aufmerksamkeit nur dann groß, wenn die Arbeitsplätze männlicher Ernährer gefährdet waren. Bei einem Frankfurter Baukonzern ließ sich Ende der 1990er Jahre Gerhard Schröder als Retter feiern. Unter lautem Jubel sprach der damalige Kanzler von den „Holzmännern und ihren Familien“, denen der soziale Absturz erspart bleibe (eine voreilige Prognose, wie sich bald herausstellte). Ein kerniger Malocher mit Schutzhelm schilderte damals in der „Tageschau“ seine Lebenssituation als Familienernährer: Die Frau mache sich Sorgen, zwei Kinder habe er, und eine Hypothek aufs Reichenhaus. Das Fernsehen war auch live dabei, wenn die Bergarbeiter im Ruhrgebiet um ihre Jobs kämpften: Echte Kerle, die sich wehrten, mit ihren Motorrädern auf dem Weg in die Schaltzentralen der Macht! Hunderttausende von Frauenarbeitsplätzen in den neuen Bundesländern verschwanden dagegen still und heimlich – wie auch die von weiblichen Beschäftigten geprägte westdeutsche Textilindustrie. Das interessierte gerade mal die Regionalpresse.

Der „arbeitslose Familienvater“ galt seit jeher als besonderes Symbol für den Schrecken der Arbeitslosigkeit. Mütter ohne Job waren nicht arbeitslos, sondern Hausfrau und „nicht berufstätig“. Wenn Frauen gekündigt wurde, war das weniger bemerkenswert. Hauptsache, der Mann hatte eine gute Stelle, und die Grundversorgung der Familie blieb gesichert. Den Arbeitsmarkt beeinflusst ein versteckter Geschlechterkonflikt, von dem in Politikerrunden fast nie die Rede ist. Die im Rückblick idealisierte Vollbeschäftigung zwischen 1960 und Mitte der 70er Jahre war eine Vollbeschäftigung für Männer. Sie beruhte darauf, dass Frauen massenhaft zu Hause blieben, ihren Partnern den Rücken freihielten – und nebenbei auch noch die Arbeitslosenstatistik entlasteten. Das männliche Erwerbskonzept – „ein Leben lang ohne Unterbrechung Vollzeit“ – ist angewiesen auf ein weibliches Pendant, das derweil die Aufgaben des Alltags erledigt. Zumindest wenn sie Kinder haben, brauchen Männer eine (Ehe)Frau, die sich um alles kümmert, was sie vom Geldverdiensten abhalten könnte.

Der Beruf war und ist elementarer Bestandteil des männlichen Lebensentwurfes. Er bildet ein Gegengewicht zur eher weiblich geprägten Privatsphäre. Am Arbeitsplatz versuchen Männer traditionell einzulösen, was ihre Umgebung von ihnen erwartet. Nach der Diskreditierung der soldatischen Männlichkeit in zwei Weltkriegen verstärkte sich die Bedeutung der Erwerbsarbeit sogar noch – während andere Eckpfeiler männlicher Identität und Selbstdarstellung ins Wanken gerieten: Der starke Mann, der Feinde und Natur besiegt; der mutige Beschützer von Frauen, Alten und Kindern; der Erfinder, Eroberer und Erbauer; der Bestimmer in Gemeinde und Verwandtschaft, der Werte vorgibt und diese interpretiert – all diese Rollen verloren ihre Selbstverständlichkeit.

Das einst im Bürgertum gerühmte Ideal, wie in Friedrich Schillers „Lied von der Glocke“ drinnen die „züchtige Hausfrau“ walten zu lassen, während der Mann ins „feindliche Leben“ hinausgeht, war auch eine Vision der Arbeiterschaft. Viele Jahrzehnte konnten sich nur wohlhabende Kreise diese Freistellung der Gattin erlauben. Im „Unterschichtsmilieu“ war weibliche Erwerbstätigkeit ein Zwang und keine Wahl. Erst im Zuge des westdeutschen Wirtschaftswunders ent-

Thomas Gesterkamp

Dr. paed., geb. 1957;
Fachpublizist, Referent und
Buchautor zu geschlechter-
politischen Themen; Theodor-
Schwann-Straße 13, 50735 Köln.
thomas.gesterkamp@
t-online.de

wickelte sich der Alleinverdiener zum allgemeinen Leitbild. In dem Spruch „Die Frau des Stahlarbeiters braucht nicht zu arbeiten“ drückte sich proletarischer Ernährerstolz aus. Es wurde zu einer Frage der männlichen Ehre, der Partnerin ein Leben ohne Erwerbsarbeit zu bieten. Frauen verdienten bestenfalls dazu, um sich eine größere Wohnung, den Urlaub oder den Zweitwagen leisten zu können. „Mamas Zubrot“ ist mittlerweile bis weit in die Mittelschichten hinein im Budget fest eingeplant. Manche Frauen erzielen dabei inzwischen höhere Einkommen als ihre Männer; Alleinerziehende müssen ohnehin selbst für sich sorgen.

Heterogenität und Unübersichtlichkeit prägen die individualisierten Lebensstile der Moderne – und damit auch die Geschlechterverhältnisse. Mal sind beide Partner beruflich erfolgreich, mal sind beide arbeitslos und leben von „Hartz IV“. Es gibt Singles und Kinderlose, Ledige und Verheiratete, harmonisch getrennt Lebende und im Streit Geschiedene; zudem Stief-, Pflege- und Adoptivelter; gleichgeschlechtliche Paare und Regenbogenfamilien; türkische Väter und russlanddeutsche Mütter, die in anderen Kulturen mit anderen Werten aufgewachsen sind. Pauschale Urteile über „die Männer“ und „die Frauen“ greifen deshalb nicht; ebenso lässt sich kaum generalisierend über „die Väter“ oder „die Mütter“ reden. Der breiten Palette der Lebensmuster entspricht eine breite Auswahl an Optionen – im Rahmen der (ebenfalls sehr unterschiedlichen) Ressourcen und Möglichkeiten. Diese Vielfalt wird in der geschlechterpolitischen Debatte oft vergessen.

Bewegung, keine Starre

Befinden sich die Männer tatsächlich im „Zeugungsstreik“? Und taugt die viel zitierte „verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre“, die Ulrich Beck vor fast einem Vierteljahrhundert ironisch beschrieb,¹ noch als Zustandsbeschreibung für die heutige Zeit? Vor allem weibliche Beiträge zum Geschlechterverhältnis berufen sich gerne auf den Münchner Soziologen – weil sie mit seiner witzigen Formulierung die Männer so bequem als Maulhelden abtun

¹ Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986, S. 169.

können. Optimistischer ließe sich formulieren: Der Wandel in den Köpfen drückt sich zwar nur teilweise im praktischen Handeln aus. Aber von gänzlicher Starre kann keine Rede sein.

Zumindest in bestimmten Milieus stellen Väter alte Rollenbilder in Frage. Sie sind interessiert an einem bunten, durch Kinder bereicherten Leben, das den Horizont erweitert und eine neue Sicht auf die Welt bietet. Es gebe „erstaunliche Veränderungen bei jungen Familien, die ihr Leben sehr variabel, kreativ und stressig gestalten“, berichten Karsten Kassner und Anneli Rüling in einem Forschungsbericht für das Hessische Sozialministerium.² Waren einst nur „instrumentelle“ Fähigkeiten des Vaters für seine Rolle von Gewicht, so sind jetzt auch emotionale Qualitäten gefragt. Männer, fasst der Familienforscher Wassilios Fthenakis zusammen, sind „vom Ernährer zum Miterzieher“ geworden.³ In der gerade aktualisierten Kirchenstudie „Männer in Bewegung“ ordnen Rainer Volz und Paul Zulehner wie schon Ende der 1990er Jahre rund 20 Prozent der Befragten dem Typus des „modernen“ Mannes zu, der somit keine unbedeutende Minderheit in der Gesellschaft darstellt.⁴

Das frühere „Gesetz des Vaters“ ergab sich aus dem männlichen Gewaltmonopol, seiner festgeschriebenen Machtposition gegenüber Frau und Kindern. Inzwischen werden die Regeln in den meisten Familien demokratischer ausgehandelt. Wenn Männer zu Hause etwas zu sagen haben wollen, müssen sie sich auskennen. Sie müssen mit ihren Kindern auch ohne mütterliche Vermittlung kommunizieren können. Dafür brauchen Väter Zeit, Gelegenheiten und ein gutes Gedächtnis. Kinder durchschauen sofort, ob ihre Papas wirklich kompetent sind oder nur eine Art fortwährendes Praktikum absolvieren. In den ersten Wochen nach der Geburt sind Mütter

² Karsten Kassner/Anneli Rüling, Halbe-halbe. Geschlechterpolitische Arrangements in jungen Familien, in: Frankfurter Rundschau vom 27. 8. 2003. Vgl. auch dies./Peter Grottian, Geschlechterdemokratie leben. Junge Eltern zwischen Familienpolitik und Alltagserfahrungen, in: APuZ, (2004) 19, S. 11–18.

³ Wassilios Fthenakis, Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie, Opladen 2002.

⁴ Vgl. Rainer Volz/Paul Zulehner, Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland, Baden-Baden 2009.

angewiesen auf einen gelassenen und geduldischen Assistenten. Das Zeug zum späteren Teilhaber aber hat nur, wer sich langfristig engagiert – auch wenn die Windeln zum Himmel stinken und das Gebrüll eines Säuglings nach einem anstrengenden Arbeitstag die Nerven auf eine harte Probe stellt. Auf Spielplätzen und in Kinderarztpraxen sind Männer weiterhin deutlich in der Minderheit, beim Babyschwimmen bilden sie zumindest an den Wochenenden eine nennenswerte Masse.

Für Väter zwischen 30 und 50 Jahren gilt in besonderem Maße die Devise „Hauptsache Arbeit“,¹⁵ was die Familie zur Nebensache macht. Mit besonderer Macht wirken tradierte Bilder, wenn in der Partnerschaft zuvor ein finanzielles Gefälle bestand, der Mann „einfach mehr verdiente“: Er geht ohne Wenn und Aber arbeiten, sie zeigt eine unklare Haltung zur Erwerbstätigkeit, wird „erstmal“ Hausfrau und Mutter, später vielleicht Hinzuverdienerin. Wenn Paare diese althergebrachte Arbeitsteilung über Jahre praktizieren, legen sich beide Partner auf ein eindimensionales Leben fest. Auch traditionell orientierte Männer geben in Befragungen mehrheitlich an, nicht der Beruf, sondern Frau und Kinder seien ihnen das Wichtigste. Für sie ist das kein Widerspruch zu ihrem Verhalten, denn sie betrachten das Geldverdienen als eine männliche Form der Sorge, als ihren Beitrag zur Familienarbeit. Auch wenn insgesamt erheblich weniger Frauen als Männer konventionellen Einstellungen folgen,¹⁶ teilen die Partnerinnen die große Beachtung, die „sein“ Job und dessen Erhalt um fast jeden Preis hat. Im Extremfall richten sich privilegierte Ehegattinnen im Vorstadt-Eigenheim ein und kommen gar nicht mehr auf die Idee, „arbeiten zu gehen“. Die auf ihre Aufgabe festgelegten Ernährer haben dann umgekehrt wenig Chancen, ihre Belastungen am Arbeitsplatz zu mindern.

Sackgasse Gleichstellungspolitik

Zu Beginn ihres beruflichen Weges unterscheiden sich die Geschlechter in ihrem Status kaum. Mit zunehmendem Alter aber wachsen die Unterschiede, und die Männer

dominieren die leitenden Positionen. Neben der Ausgrenzung durch die „gläserne Decke“ spielt dabei eine Rolle, dass für viele Frauen im Alter zwischen 30 und 35 Jahren Lebensziele wie Partnerschaft und Familiengründung gegenüber einer ausschließlich professionellen Orientierung an Gewicht gewinnen. Zwar werden nur relativ wenige Akademikerinnen bereits in der Ausbildung schwanger, und fast ein Drittel der Frauen bleibt ohnehin kinderlos. Bedeutsam ist aber, dass fast alle die Perspektive Mutterschaft in ihre beruflichen Überlegungen einbeziehen. Damit wächst das Risiko, für die eigene Karriere strategische Fehlentscheidungen zu treffen.

Wenn junge Mütter sich austauschen, sprechen sie entgegen gängiger Klischees keineswegs pausenlos über ihren Nachwuchs. Ein ganz wichtiges Gesprächsthema bildet die Arbeit – der Beruf, den Frauen ausgeübt haben, bevor sie Mutter wurden. Viele berichten dabei vom Scheitern, von der vergeblichen Anstrengung, eine Balance zwischen Job und Familie zu finden. Die Rede ist von fiebrigen Kindern, wenig einfühlsamen Chefs und nervenaufreibenden Autofahrten auf den letzten Drücker. „Es war einfach zu stressig“, heißt es dann mit einem gewissen Bedauern. Für die beruflichen Möglichkeiten von Müttern ist von großer Bedeutung, ob sich Väter an der Familienarbeit in nennenswertem Umfang beteiligen. Eine Frau kann in ihrem Unternehmen nach allen Regeln der Gleichstellungspolitik gefördert werden. Wenn zugleich von ihrem Partner an dessen Arbeitsplatz 150 Prozent Leistung und die vollkommene Ausblendung privater Interessen erwartet werden, sind die Erfolgsaussichten dieser Frauenförderung eher gering – zumindest, wenn das Paar Kinder hat oder haben möchte.

Weibliche Lebensentwürfe können sich nur dann verändern, wenn sich auch männliche Lebensentwürfe verändern. Ein Konzept von Gleichstellung, das sich darauf beschränkt, männliche Arbeit in ihrer herkömmlichen Form auch Frauen zugänglich zu machen, kann nur wenig Anziehungskraft entfalten. Der Arbeitsstil von Männern, der betrieblichen Belangen absolute Priorität einräumt, ist vielen Frauen kein lebenswertes Vorbild. Sie weigern sich aus verständlichen Gründen, beim kräftezehrenden „Rattenrennen“ in männerdominierten Strukturen mitzumachen, wollen sich nicht vollkommen davon

¹⁵ Vgl. Dieter Schnack/Thomas Gesterkamp, *Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie*, Reinbek 1998.

¹⁶ Vgl. R. Volz/P. Zulehner (Anm. 4), S. 29 ff.

vereinnahmen lassen. Auch deshalb wählen sie von vornherein andere Berufe – und bezahlen den Preis, dass diese ein geringeres Sozialprestige haben, weniger Aufstiegschancen bieten und schlechter entlohnt werden.

Dilemma des Versorgers

Alte männliche Rollen wie die des starken Beschützers oder strengen Bestimmers mögen sich weitgehend aufgelöst haben, das Leitbild des Versorgers aber hat nach wie vor eine große Bedeutung. Stabile wirtschaftliche Verhältnisse sind Männern (und Frauen) sehr wichtig. Erwerbsarbeit hat für beide Geschlechter ein nie bekanntes Prestige erlangt. So geraten Paare in eine Zwickmühle zwischen familiären Anforderungen und beruflichen Zwängen. Das moderne Dilemma beginnt gleich nach der Ausbildung: Statt klarer Berufswege verläuft ein biografischer Zickzackkurs. Das Leben führt keineswegs stufenweise immer nach oben. Hochschulabsolventen machen unbezahlte Praktika und arbeiten über Jahre mit befristeten Verträgen. Das Zeitfenster ist schmal: Manchmal vergeht ein Jahrzehnt, bevor junge Akademiker eine feste Stelle finden. Dann beginnt das, was Familienforscher treffend die „Rush hour in der Mitte des Lebens“ genannt haben:¹⁷ Ist die angestrebte Position endlich erreicht, ist einfach zu viel Betrieb. Im Job wird volles Engagement erwartet, gleichzeitig aber sollen Häuser gebaut, Bäume gepflanzt und Kinder geboren werden.

Gerade Väter leisten freiwillig und ohne Bezahlung Mehrarbeit, machen Überstunden am Wochenende oder bleiben bis spät abends im Büro. Sie trauen sich nicht, die Sitzung am späten Nachmittag mit der Begründung zu verlassen, sie wollten ihre Kinder noch sehen. Wenn auf dem Rückweg vielleicht der Regionalexpress noch Verspätung hat oder sie in einen Stau geraten, ist der größte Teil des Familienlebens längst gelaufen, wenn sie zu Hause ankommen: Alltagserfahrungen einer missglückten Balance zwischen Kind und Karriere.

¹⁷ Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Siebter Familienbericht: Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik, Berlin 2005.

In der Phase der Familiengründung warten auf beide Geschlechter Stolpersteine. Männer wie Frauen fürchten Nachteile am Arbeitsplatz, wenn sie in Elternzeit gehen oder ihre Stundenzahl reduzieren. Der stark eingespannte Alleinernährer hat wenig Gelegenheit, seine familiären Beziehungen zu pflegen – und läuft Gefahr, diese private Randständigkeit nach der Scheidung in einem viel zu teuren Ein-Zimmer-Apartment dokumentiert zu sehen. Umgekehrt gehen Mütter hohe berufliche Risiken ein, wenn sie „vorläufig“ aus ihrem Job ausscheiden, um sich ausschließlich um Haushalt und Kinder zu kümmern. In weniger traditionellen Geschlechterarrangements sind die zugeschriebenen Aufgaben nicht so klar festgelegt. Männer wie Frauen entwerfen ihre Rollen je nach Situation und Lebensphase neu. Die Arbeitsteilung wird ständig in Nuancen umdefiniert. Das kann anregend, aber auch anstrengender sein als das althergebrachte Modell.

Beharrlich hält sich in der geschlechterpolitischen Debatte das Zerrbild vom Mann als alltagsvergessenes „faules Geschlecht“,¹⁸ das sich vor schreienden Kindern, verdreckten Fußböden oder stundenlangender Hilfe bei den Hausaufgaben drückt. Angeblich flüchten Männer in die Berufswelt, um sich dem Familientrübels nicht aussetzen zu müssen. Als Gradmesser für die Unbeweglichkeit der Väter galt lange ihre geringe Nutzung der Elternzeit. Das seit 2007 gezahlte Elterngeld, am Nettoeinkommen orientiert und mit individuellen Partnermonaten kombinierbar, hat die Männerquote binnen zwei Jahren stark erhöht: In fast jedem fünften Elterngeld-Haushalt nimmt (auch) der Vater die staatliche Leistung in Anspruch.¹⁹ Allerdings wird der Stellenwert der Elternzeit überschätzt. Sie ist nur eine Art Einstieg: Männer erleben, was es bedeutet, täglich zu wickeln, zu kochen und zu füttern, auf Spielplätzen zu sitzen oder beim Kinderarzt zu warten. Sie sind keine gelegentlichen Helfer mehr, sondern zumindest zeitweise Hauptverantwortliche. Das Jahr nach der Geburt ist jedoch keine unumstößliche Weichenstellung für künftige Lebensentwürfe. Wichtiger für die langfristige Paar- und Familienkonstellation ist die Zeit danach.

¹⁸ Claudia Pinl, Das faule Geschlecht. Wie Männer es schaffen, Frauen für sich arbeiten zu lassen, Frankfurt/M. 1994.

¹⁹ Laut Auskunft des BMFSFJ, 14. 8. 2009.

Die Welle

Die Absolventen der „Papamonate“ merken bald, dass Kinderaufziehen nicht ein paar Monate, sondern 20 Jahre dauert. Männer lernen die öffentlichen Institutionen kennen, die sich mit ihrem Nachwuchs beschäftigen. Eine Welle der „aktiven Väter“ – mit ganz anderen, neuen Erfahrungen als die Männer der Vorgängergenerationen – läuft auf diese Einrichtungen zu. Familienbildungsstätten, Krippen, Kindergärten, Jugendämter, Beratungsstellen und Schulen müssen auf diese kulturelle Veränderung reagieren. Es reicht zum Beispiel nicht mehr, Väter zum kostengünstigen Renovieren von Räumen einzuspannen oder sie zum Grillexperten beim Sommerfest zu ernennen, sonst aber zu ignorieren. Elternratssitzungen, früher eine rein weibliche Veranstaltung, sollten nicht um drei Uhr nachmittags stattfinden, sondern zu einem Zeitpunkt, den auch Vollzeit arbeitende Väter und Mütter wahrnehmen können. Männer, die phasenweise allein für ihr Kind verantwortlich waren, wollen von Erzieherinnen, Beraterinnen oder Lehrerinnen beachtet und ernst genommen werden. Schon in die Ausbildung dieser weiblich geprägten Berufsgruppen gehören Seminare und Module, die sich mit Väterarbeit beschäftigen.¹⁰

Viele Männer wollen mit ihren Kindern auch „ihr eigenes Ding machen“. Doch trotz der Erfolgsmeldungen beim Elterngeld haben sie oft Schwierigkeiten, Gleichgesinnte zu finden. Treffpunkte für Mütter gibt es selbst in kleineren Orten, für Väter fehlen sie weitgehend. In einigen Großstädten gibt es inzwischen Väterzentren als Alternative zur herkömmlichen Familienbildung und als neues Element von Gemeinwesenarbeit. Die Familienbildungsstätten hießen früher „Mütterschulen“: Zielgruppe waren ausschließlich Frauen, die dort Rückbildungsgymnastik betrieben oder sich über Trends bei der Babypflege informierten. Väter, wie auch ein Teil der Mütter, fühlten sich in diesen weiblich geprägten Runden oft deplatziert. Auch deshalb entwickeln Väter jetzt eigene Netzwerke. So hilft zum Beispiel das Hamburger Väterzentrum seit 2001 bei der Vereinbarkeit von Job und Privatleben. Hier entstand der Internet-Auftritt „vaeter.de“, denn ein Teil der Männer

scheut das direkte Beratungsgespräch, sucht Informationen lieber im Netz. Auch in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen gibt es inzwischen Vätertipps online.

Entscheidender noch als die notwendigen Veränderungen in Kindertagesstätten oder Bildungseinrichtungen ist das Umdenken in den Betrieben. Schaffen Firmen und Behörden Spielräume für weniger Anwesenheitspflicht, für reduzierte Arbeitszeiten, für den Ausbau der Teleheimarbeit? Heißt die in Sonntagsreden bemühte „Familienfreundlichkeit“ in der Praxis auch „Väterfreundlichkeit“? Gesellschaftliche Normen, politische Regularien und berufliche Hindernisse legen beide Geschlechter oft für Jahre auf die traditionelle Arbeitsteilung (oder abgeschwächte Varianten davon) fest. Vielfältige Blockaden stehen Rollenerperimenten besonders in Unternehmen und Institutionen im Wege. Keineswegs überall gilt Familie als ein „Erfolgsfaktor“, wie die Beraterzunft optimistisch behauptet.¹¹

Soziale und kulturelle Ressourcen

Den von den meisten Männern praktizierten, um den Beruf kreisenden Lebensstil hat in der Vergangenheit nur eine Minderheit der Frauen übernommen. Ihre selbstverständliche Möglichkeit zur Teilhabe an der Welt der bezahlten Arbeit ist der größte gesellschaftliche Wandel seit der Industrialisierung – eine kulturelle Revolution, die gewichtiger ist als alle technischen Neuerungen. Die meisten Frauen betrachten Erwerbsarbeit nicht mehr als Zwischenspiel vor Heirat und Familiengründung. Mutterschaft ist nur noch einer von mehreren Bausteinen weiblicher Identität; eine relativ kurze Unterbrechung weiblicher Biografien, die sich den männlichen annähern.

Auf diesen Wandel reagieren Männer je nach Bildungsstand, sozialer und kultureller Kompetenz sehr verschieden. Die jüngste Studie der Kirchen macht in ihrer Typologie neben „modernen“ und „teiltraditionellen“ Männern eine Mehrheit von „Balancierern“ und „Suchenden“ aus.¹² Im Vergleich zu den „neuen Vätern“, die

¹⁰ Vgl. Robert Richter/Martin Verlinden, Vom Mann zum Vater. Praxismaterialien für die Bildungsarbeit mit Vätern, Münster 2000.

¹¹ Politische und betriebliche Hindernisse von Elternschaft können hier nicht ausführlich diskutiert werden. Vgl. ausführlich Thomas Gesterkamp, Die neuen Väter zwischen Kind und Karriere, Freiburg 2007, S. 57–75.

¹² Vgl. R. Volz/P. Zulehner (Anm. 4), S. 29 ff.

überwiegend aus der Mittelschicht kommen und auf soziale und kulturelle Ressourcen zurückgreifen können, tun sich Männer im Arbeitsmilieu mit dem Rollenwandel schwerer. Die „Krise der Kerle“¹³ trifft vor allem die Unterschichten, die aufgrund von Erwerbslosigkeit und prekärer Beschäftigung traditionelle Rollenerwartungen kaum erfüllen können. Hier werden Männer zu „doppelten Verlierern“, weil sie nicht nur keinen Job, sondern wegen ambivalenter weiblicher Erwartungen auch keine Frau finden: Viele potenzielle Partnerinnen wollen keine vollständige Alimentierung, aber auch keinen „Versager“. In den wirtschaftlich besonders schwachen Regionen Ostdeutschlands sind die Männer inzwischen deutlich in der Mehrzahl, denn vor allem junge Frauen wandern in den Westen ab.¹⁴

Den stolzen Ernährern geht die (gesicherte) Arbeit aus. Das Band der Treue zwischen paternalistischem Unternehmertum und fleißiger Belegschaft ist zerrissen. Einst ermöglichte die Industriearbeit unqualifizierten jungen Männern, vom halbstarken Jugendlichen zum ehrbaren Familienvater aufzusteigen. Ihre Männlichkeit bewiesen sie dadurch, dass sie mit „ihrer Hände Arbeit“ für die hungrigen Mäuler zu Hause sorgen konnten. Der Bedeutungsverlust von traditionell männlichen Qualitäten wie physischer Kraft oder handwerklichem Geschick schwächt ihren Status im traditionellen Gefüge. Das „uralte Verfahren, wodurch Männer in der Ehe zivilisiert werden“, funktioniert nicht mehr: „Sie bleiben in einer Peter-Pan-Welt des gelegentlichen Sex und der Kriminalität stecken.“¹⁵

Mama wird gebraucht

Frauen ohne Job sind Mütter oder Hausfrauen; Männer ohne Job sind nutzlos und machen Schwierigkeiten. Der traditionelle Geschlechtervertrag zwischen Männern und Frauen funktionierte nach einem ähnlichen Muster wie der Pakt, den die Männer in den 1950er und 60er

Jahren mit ihrem Arbeitgeber geschlossen hatten. Beide Kontrakte beruhten auf lebenslanger Loyalität gegen das Versprechen lebenslanger finanzieller Sicherheit. Diese Versprechen gelten nicht mehr. Männliche Beschäftigte werden schlicht „freigesetzt“, und auch im Privatleben können sie keine bedingungslose Unterstützung erwarten, wenn sie den Ansprüchen an Versorgung und Vorzeigbarkeit nicht genügen.

Arbeitslose Männer verfügen kaum über allgemein anerkannte Alternativen, jenseits von Erwerbstätigkeit und Ernährerrolle Sinn zu finden. Ein Leben als Hedonist, Hausmann oder Hinzuverdiener können oder wollen sich nur wenige Paradiesvögel leisten. Der Bedarf an Berg-, Bau- oder Werftarbeitern sinkt, und auch eine gute Ausbildung ist kein Garant mehr für Wohlstand. Die Folgen der Finanzspekulation treffen derzeit den Kern der deutschen Industrie. Gut qualifizierten und ganz überwiegend männlichen Facharbeitern droht die Entlassung, trotz der sie privilegierenden Gegenmaßnahmen wie der Verlängerung der Kurzarbeit. Die aktuelle Krise ist vorrangig eine Krise der Männerbranchen.

Kehren wir deshalb noch einmal zurück zum Fall Arcandor. Die Insolvenz des Kaufhauskonzerns folgte auf den ersten Blick den erwartbaren Mustern: Frauenarbeitsplätze schienen weniger wichtig als die Männerjobs bei Opel oder Continental. Doch die Aufmerksamkeit für Karstadt und Quelle hielt an – ein Zeichen dafür, dass die alten Prioritäten nur noch eingeschränkt gelten. Lassen wir den seit langem kriselnden Einzelhandel beiseite, gilt ein ökonomisches Fazit, das die Lebensentwürfe im 21. Jahrhundert prägen dürfte: Mit der Informationsgesellschaft kommt Bewegung in das Geschlechterverhältnis. Die körperlich anstrenghende „Maloche“, das zweifelhafte Privileg der Industrie-Arbeitsmänner, verliert an Bedeutung. Frauen sind besser vorbereitet auf die Anforderungen der Serviceökonomie. Sie sind stärker vertreten in jenen Jobs, die auch in schwierigen Zeiten einfach gemacht werden müssen. Sie produzieren keine Autohalden, sondern pflegen, erziehen, erbringen Dienstleistungen. „Mama braucht ihre Arbeit“ – und Mamas Arbeit wird gebraucht.

¹³ Thomas Gesterkamp, *Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft*, Münster 2007.

¹⁴ Vgl. Berlin-Institut, *Not am Mann. Vom Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht, Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer*, Berlin 2007.

¹⁵ Suzanne Franks, *Das Märchen von der Gleichheit. Frauen, Männer und die Zukunft der Arbeit*, Stuttgart 1999, S. 185.

Kinder und Karrieren: Die neuen Paare

Viele junge Paare wünschen sich, Familien- und Erwerbsarbeit partnerschaftlich zu teilen. Knapp zwei Drittel aller Eltern

Kathrin Mahler Walther

Geb. 1970; Mitglied des Vorstandes und stellvertretende Geschäftsführerin der EAF – Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft Berlin e. V., Schumannstraße 5, 10117 Berlin.
mahler-walther@eaf-berlin.de

Helga Lukoschat

Dr. phil., geb. 1957; Mitglied des Vorstandes und Geschäftsführerin der EAF Berlin (s. o.) sowie Geschäftsführerin der Femtec, Hochschulkarrierezentrum für Frauen Berlin GmbH.
lukoschat@eaf-berlin.de

mit Kindern unter elf Jahren streben ein Lebensmodell an, in dem beide Partner Berufstätigkeit mit familiärem Engagement verbinden können – dies bekräftigt unter anderem eine repräsentative Forsa-Umfrage aus dem Jahr 2008. Doch bisher gelingt es wenigen, diesen Wunsch zu realisieren. Meist ist es die unzureichende Infrastruktur zur Betreuung und Bildung von Kindern im Zusammenspiel mit überlieferten Rollenmustern und Erwartungen, an denen die Umsetzung scheitert. Eine zukunftsfähige Gesellschaft braucht jedoch Frauen und Männer in beiden Rollen: als kompetente Fach- und Führungskräfte und als engagierte Eltern.

Wie kann ein solches Lebenskonzept gelingen? Diese Frage stand im Zentrum der Studie, für welche die EAF – Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft im Auftrag der Bertelsmann Stiftung und des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) rund 1200 Doppelkarrierepaare mit Kindern in Deutschland befragt hat.¹

Angesichts der aktuellen demografischen, kulturellen und politischen Entwicklungen gewinnen die Faktoren, unter denen die Ver-

einbarkeit von Beruf und Familie gelingen kann, immer mehr an Bedeutung. Das neue Unterhaltsrecht zum Beispiel unterstützt die traditionelle Aufgabenteilung zwischen Frauen und Männern nicht mehr, sondern geht von der (überwiegenden) Berufstätigkeit der Frau aus – doch dafür müssen die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen werden! Vor diesem Hintergrund will die Studie aufzeigen, welche Rahmenbedingungen von Wirtschaft und Politik gefördert werden müssen, damit es in der Zukunft mehr Paaren gelingt, ihre Lebenswünsche zu verwirklichen und Kinder und Karrieren miteinander zu verbinden.

Für junge, gut qualifizierte Frauen und Männer ist mit der Familiengründung in der Regel ein schwieriger Prozess der Auseinandersetzung verbunden. Die Geburt des ersten und vor allem des zweiten Kindes führt in den meisten Fällen zur traditionellen Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern, weil nicht nur die kulturellen Muster, sondern vor allem die infrastrukturellen Rahmenbedingungen in Deutschland diese begünstigen. Damit wird eine Entwicklung in Gang gesetzt, die kaum noch umkehrbar ist: Die ohnehin geringeren Karrierechancen von Frauen werden durch die Unterbrechung und Reduktion der Erwerbstätigkeit zusätzlich beeinträchtigt, während sich die Männer in der Verantwortung sehen, für den finanziellen Unterhalt der Familie weitgehend allein sorgen zu müssen.

Die von uns nach ihren Erfahrungen und Erfolgsstrategien befragten Paare haben dagegen – mit sehr viel Einsatz und Engagement – einen anderen Weg für sich gefunden. Es geht bei ihnen nicht um Karrieren um jeden Preis, doch handelt es sich bei den Frauen eben um jene, die nicht automatisch zurückstecken. Wir verstehen die „neuen Paare“ als Avantgarde unserer Gesellschaft in dem Sinne, als ihr Lebensmodell wegweisend ist. Denn langfristig können Frauen und Männer die Herausforderungen moderner Lebens- und Erwerbsverhältnisse nur im partnerschaftlichen Miteinander schultern.

Ausgangspunkt der Untersuchung bildeten nicht zuletzt die Ergebnisse unserer Studie

¹ Kathrin Walther/Helga Lukoschat, Kinder und Karrieren: Die neuen Paare, Gütersloh 2008.

über Mütter in Führungspositionen, welche die EAF gleichfalls gemeinsam mit der Bertelsmann Stiftung und dem BMFSFJ 2006 angestellt hatte. Hier zeigte sich, dass es für erfolgreiche Mütter entscheidend ist, männliche Partner an der Seite zu haben, die sie voll und ganz unterstützen und bereit sind, eine aktive Rolle in der Familie auszuüben. Deshalb haben wir mit der vorliegenden Studie unser Augenmerk verstärkt auf die Männer und auf das Miteinander der Paare gerichtet.

Zugleich ist der Fokus der Untersuchung bewusst auf Führungskräfte ausgerichtet, weil sie es sind, welche die Unternehmenskultur stark beeinflussen und verändern können. Wenn sie sich für Familienfreundlichkeit einsetzen, dann hat das positive Auswirkungen für zahlreiche Beschäftigte im Unternehmen. Wenn männliche Führungskräfte mehr Freiraum für familiäre Interessen fordern, können sie das Väterthema durch ihr Beispiel im Unternehmen und in der Gesellschaft stärker voranbringen, als nur durch zahlreiche Verlautbarungen und Absichtserklärungen. Nicht zuletzt haben wir unseren Blick auch deshalb auf Führungskräfte gerichtet, weil sie häufig über finanzielle Ressourcen verfügen, um ein Lebensmodell zu leben, das viele andere sich wünschen, aber eben noch nicht umsetzen können.

Die Ergebnisse der vorliegenden Studie bestätigen, dass es derzeit noch eines Höchstmaßes an Engagement und Einsatzbereitschaft bedarf, um Kinder und Karriere miteinander zu vereinbaren. In jedem Fall haben die Paare einen Preis zu zahlen, und das durchaus nicht nur in finanzieller Hinsicht. Die Organisation der Kinderbetreuung und das Zeitmanagement werden als größte Herausforderung gesehen: Rund die Hälfte der Mütter und Väter ist unzufrieden mit der eigenen *work-life-balance*.

Die Ergebnisse zeigen aber auch, dass sich der hohe Einsatz lohnt. Es ist für die Paare charakteristisch, dass beide Partner in beiden Welten – der beruflichen und der familiären – zu Hause sind, was das gegenseitige Verständnis und die Bereitschaft zur Unterstützung verstärkt und sich stabilisierend auf die Partnerschaft auswirkt. Insgesamt sind die Paare mit ihrem Lebensmodell, der Entwicklung ihrer Kinder und ihrer eigenen beruflichen Entwicklung sehr zufrieden. Die Familie stärkt ihnen den Rücken und ist ein wich-

tiger Ausgleich zum Berufsleben, wie die Aussage eines befragten Vaters bestätigt: „Wir haben ein gemeinsames Verständnis unseres Lebenskonzepts, das aus dem Herzen kommt. Für uns ist das ein echtes Erfolgsmodell – es macht sehr viel Spaß und ist extrem zukunftsfähig. Die Familie leidet nicht darunter und das Umfeld auch nicht. Wir können beide sowohl im Beruf erfolgreich als auch mit den Kindern aktiv sein.“¹²

Methodisches Vorgehen

Für die Untersuchung wurden etwa 1200 Frauen und Männer befragt, die in Paaren mit Kindern leben und in denen beide Partner eine Fach- oder Führungsposition ausüben oder anstreben. In einer Fallstudie wurden zunächst 25 Paare interviewt, bei denen beide Partner überwiegend hohe Führungspositionen in der Privatwirtschaft innehaben. In der anschließenden Online-Befragung haben wir den Kreis der Befragten auf Paare erweitert, die auch im öffentlichen Dienst und in anderen Bereichen tätig sind. Bei der Studie handelt sich damit um die bisher umfangreichste Untersuchung von Doppelkarrierepaaren mit Kindern in Deutschland. Sie stellt keine repräsentative Befragung dar: Die große Zahl von Teilnehmenden gewährleistet jedoch empirisch fundierte Angaben mit hoher Aussagekraft.

Die hohe Zahl der Teilnehmenden unterstreicht das große Interesse der „neuen Paare“ und die Brisanz der Thematik. Dass vor allem Frauen großes Interesse an dem Thema haben, zeigte sich sowohl im Rahmen der Interviews, als auch in der Tatsache, dass 85 Prozent der Teilnehmenden Frauen waren. Tendenziell sind es die Frauen, die ein partnerschaftliches Lebensmodell und eine entsprechende Aufgabenverteilung vorantreiben. Die Teilnehmenden kamen außerdem ganz überwiegend aus den westlichen Bundesländern. Wir vermuten, dass das Thema in Ostdeutschland weniger brisant ist, weil die Vereinbarung von Beruf und Familie für beide Partner hier selbstverständlicher ist, wie auch andere Untersuchungen zeigen.¹³

¹² Christoph Wortig (39 Jahre), Mitglied der Deutsche Bank Geschäftsleitung Region Nordbaden.

¹³ Vgl. Angelika Scheuer/Jörg Dittmann, Berufstätigkeit von Müttern bleibt kontrovers – Einstellungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie in Deutschland

Berufs- und Lebenssituation

Die Frauen und Männer besitzen durchgehend eine hohe berufliche Qualifikation, in der Regel einen Hochschulabschluss, und verfügen häufig über ein überdurchschnittlich hohes Einkommen. Sie sind mehrheitlich als Angestellte in großen Organisationen mit mehr als 500 Beschäftigten tätig. Die Paare leben häufig in oder in der Nähe von Großstädten. Das Alter liegt im Durchschnitt zwischen Mitte 30 und Mitte 40. Mehr als die Hälfte der befragten Paare hat zwei oder mehr Kinder, zum Zeitpunkt der Befragung ist der Großteil der Kinder jünger als sechs Jahre gewesen. Bei der Geburt des ersten Kindes waren die Frauen im Durchschnitt Anfang 30, jede zehnte hat ihr erstes Kind ab einem Alter von 37 Jahren bekommen.

Rollen, Muster und Motive im Wandel

Die „neuen Paare“ haben sich ganz bewusst für ihr Lebensmodell entschieden. Häufig haben sie sich während der Ausbildung kennengelernt und der intellektuelle Austausch war von Anfang an wichtiger Bestandteil der Beziehung. Auch die Erfahrungen im eigenen Elternhaus und das Erleben selbstverständlicher Vereinbarung von Beruf und Familie im Rahmen von Auslandsaufenthalten sind bedeutende Einflussgrößen. Die Begegnung auf Augenhöhe stellt für die Paare einen wichtigen Wert dar, sie wünschen sich eine egalitäre Partnerschaft. 76 Prozent der Teilnehmenden der Befragung streben eine gleiche Rollenverteilung an und haben sich deshalb für dieses Lebensmodell entschieden. Dazu gehört für sie auch die finanzielle Unabhängigkeit – sowohl die der einzelnen Partner als auch die der Familie, die nicht am „seidenen Faden“ eines einzelnen Einkommens hängen soll.

Angesichts vieler Widerstände ist jedoch eine starke innere Überzeugung und Entschiedenheit notwendig, um dieses Lebensmodell tatsächlich umzusetzen. Die frühzeitige Thematisierung und Aushandlung gemeinsamer Zukunftsentwürfe ist daher eine wichtige Erfolgsstrategie der untersuchten Paare. Als Pioniere eines neuen Rollenver-

und Europa, in: Informationsdienst Soziale Indikatoren, (2007) 38, S. 1–5; Isolde Ludwig u. a., Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland, Berlin 2002.

ständnisses gehen sie eigene Wege jenseits ausgetretener Geschlechterpfade und benötigen dazu eine hohe Souveränität und eine starke Kommunikations- und Reflexionsbereitschaft. Denn jenseits überlieferter Rollenmodelle sind sie gezwungen, sich und ihr Leben in gewisser Weise selbst zu erfinden. Die Paare sind bereit, ihre Erfahrungen immer wieder gemeinsam zu reflektieren, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, Verhaltensmuster und Überzeugungen in Frage zu stellen. Dabei müssen beide Seiten loslassen und alte Vorstellungen aber auch Gestaltungsmacht aufgeben – durchaus kein leichter Prozess. Doch auf diese Weise konnten sie vermeiden, unbewusst gesellschaftlich vorstrukturierten Mustern zu folgen und sich ungewollt in einem traditionellen Arrangement der Geschlechter wieder zu finden.

Die befragten Paare zeigen, dass in ihrer Lebensform ein besonderes Potenzial liegt: Die geteilte Verantwortung entlastet beide – sowohl in finanzieller als auch emotionaler Hinsicht. So zeigte eine Studie von Wassilios Fthenakis und Beate Minsel über junge Eltern, dass ungleiche Aufgabenverteilung zwischen den Partnern tendenziell zu Unzufriedenheit und Verschlechterung der Partnerschaftsqualität führt. Wenn Frauen voll berufstätig sind, beschäftigen sich Väter mehr allein mit den Kindern, wodurch die Mütter entlastet und die Väter zufriedener werden. Zugleich wächst die Beziehungszufriedenheit beider Partner.¹⁴

Die Ergebnisse unserer Studie bestätigen diesen Befund. Die Paare streben zwar eine egalitäre Aufteilung von Haus- und Familienarbeit an, doch nur einem Fünftel gelingt dies tatsächlich. Sie sind im Durchschnitt zufriedener als jene Paare, bei denen ein Partner die Hauptlast der Arbeit schultert.

Arbeit und Familie neu bewertet

Die „neuen Paare“ sind stark berufs- und aufstiegsorientiert. Sie verfügen über eine hohe Einsatzbereitschaft und sind bereit, im Bedarfsfall das Private zurückzustellen. Aber sie wollen keine Karriere auf Biegen und Brechen, vor allem nicht auf Kosten der Kinder. Mit ihnen verschieben sich die Prioritäten.

¹⁴ Vgl. Wassilios E. Fthenakis/Beate Minsel, Die Rolle des Vaters in der Familie, Stuttgart 2002.

Lebensmodell mit Ausstrahlung

Die Paare nehmen Auszeiten oder reduzieren ihre Arbeitszeit, schlagen ein Angebot zunächst aus oder verzichten auf den Ortswechsel. Das Besondere an den Paaren ist: Es sind nicht automatisch die Frauen, die wegen der Kinder beruflich kürzertreten. Die Kunst der Paare besteht darin, immer wieder aufs Neue auszuhandeln, wer welche Stufe der Karriereleiter nimmt.

Bei immerhin 15 Prozent der Teilnehmenden der Online-Befragung haben *beide* eine Auszeit genommen, die Männer in der Regel kürzer als die Frauen. In der Fallstudie gelang es immerhin 40 Prozent der Paare, sich die Auszeiten zu teilen. Zum Vergleich: Der bundesweite Durchschnitt lag zum Zeitpunkt, als die hier Befragten Väter wurden, bei etwa 4 Prozent. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sich nur ein knappes Drittel der Befragten bei der Entscheidung für oder gegen die Elternzeit des Mannes an der Gehaltsdifferenz zwischen den Partnern orientierte. So sagten lediglich 31 Prozent der Teilnehmenden der Online-Befragung, dass „Der/die Partner/in mit dem geringeren Lohn zu Hause bleibt bzw. reduziert.“ Deutlich wichtiger ist den Paaren eine gleiche Rollenverteilung und dass beide Elternteile einen engen Bezug zum eigenen Nachwuchs aufbauen – 70 Prozent der Paare geben dies als wichtiges Entscheidungskriterium an.

Insgesamt lässt sich sagen: Während sich bei Männern die Orientierung hin auf die Familie erweitert, lässt bei den Frauen die Orientierung auf den Beruf nicht nach. In der Regel halten die Mütter die berufliche Auszeit aufgrund der Geburt eines Kindes relativ kurz – drei Viertel der in der Fallstudie interviewten Frauen setzten bis höchstens sechs Monate komplett aus und stiegen danach mit reduzierter Vollzeit oder flexiblen Möglichkeiten zur Telearbeit wieder in den Beruf ein. Die Ergebnisse unserer Studie „Karriere(n)ick Kinder“¹⁵ bestätigen sich hier: Frauen in Führungspositionen zeichnet eine starke Proaktivität und Kompromissbereitschaft aus. Sie entwickeln gegenüber dem Unternehmen eine Haltung des Gebens und Nehmens – sie treten für ihre Interessen ein, ohne die Interessen der Organisation aus dem Auge zu verlieren.

¹⁵ Helga Lukoschat/Kathrin Walther, Karriere(n)ick Kinder. Mütter in Führungspositionen – ein Gewinn für Unternehmen, Gütersloh 2006.

Vom Lebensmodell der „neuen Paare“ geht in vielerlei Hinsicht hohe Strahlkraft aus. Als Motor dringend notwendiger Bewegung in Richtung Rollenwandel, Partnerschaftlichkeit und Familienfreundlichkeit bringen sie gesellschaftliche Entwicklungen voran. Dies gilt insbesondere für die Arbeitswelt.

Die „neuen Paare“ setzen sich aktiv für die Erweiterung von Spielräumen zur Vereinbarung von Beruf und Familie ein – sowohl für sich selbst als auch für andere. Die finanzielle Unabhängigkeit, die sie durch das doppelte Einkommen gewinnen, wirkt hierfür unterstützend. Entscheidungsspielräume werden erweitert, denn Arbeitsbedingungen können ohne wirtschaftlichen Druck überprüft und gestaltet werden. Sie zeigen an ihrem eigenen Beispiel, dass es möglich ist, eine anspruchsvolle berufliche Position mit einer aktiven Rolle in der Familie zu verbinden und üben damit eine Vorbildfunktion aus. Zugleich sind sie als Führungskräfte Förderer von Chancen- und Familienfreundlichkeit in ihrem betrieblichen Umfeld. So sagt die Hälfte der Teilnehmenden der Fallstudie, dass ihr Verständnis für andere Beschäftigte mit Familie gewachsen sei und sie selbst an Glaubwürdigkeit hinzugewonnen hätten.

Auch ins persönliche Umfeld strahlt das Modell der „neuen Paare“ aus. Mehr als die Hälfte berichtet von positiven Reaktionen und Nachahmern im Freundes- und Bekanntenkreis. Viele der Eltern sehen sich als auch Vorbilder für ein modernes Rollenverständnis ihrer Kinder, die durch das Lebensmodell in ihrer Selbständigkeit gestärkt werden.

Herausfordernde Arbeitswelt

Die moderne Arbeitswelt ist gekennzeichnet von grundlegenden Veränderungsprozessen. Neue Technologien eröffnen Gestaltungsspielräume für flexible Arbeitsmodelle, können aber auch zu einer permanenten Präsenz der beruflichen Arbeit in allen Bereichen des Lebens führen. Die zunehmende Entgrenzung muss durch eigene Abgrenzung individuell gestaltet werden. Den Erwartungen des Unternehmens, dem eigenen beruflichen Enthusiasmus und Engagement Grenzen setzen – das ist durchaus kein leichter Prozess.

Doch für die „neuen Paare“ überwiegen die Chancen, welche die Wandlungsprozesse bieten. Flexible Arbeitsbedingungen gehören für sie zu den wichtigsten Voraussetzungen, um Kinder und Karriere miteinander vereinbaren zu können. So sind 98 Prozent der Befragten der Ansicht, dass Unternehmen sie vor allem durch die Erweiterung von Handlungsspielräumen zur individuellen Beeinflussung von Lage, Dauer und Verteilung der Arbeitszeit unterstützen sollten. 90 Prozent wünschen sich, bei Bedarf auch zu Hause arbeiten zu können.

Viele Unternehmen kommen diesem Wunsch bereits nach. So geben 82 Prozent der Befragten an, dass ihr Unternehmen Arbeitszeitflexibilität ermögliche, 62 Prozent können auch ihren Arbeitsort flexibel gestalten. Doch die entscheidende Barriere für die tatsächliche Nutzung solcher Angebote liegt in der Unternehmenskultur: 46 Prozent der Befragten kritisieren, dass in ihrem beruflichen Umfeld ein hohes Maß an täglicher Anwesenheit für künftige Karrierechancen entscheidend sei. Nur in 36 Prozent der Unternehmen wird individuelle Flexibilität unterstützt, hier zählen Arbeitsergebnisse und nicht die Dauer der Anwesenheit.

Die Erfahrungen der interviewten Führungskräfte verweisen darüber hinaus auf zwei weitere wichtige Erfolgsfaktoren für das Gelingen eines Lebens mit Kindern und Karrieren: Zum einen bedarf es eines Förderers im Unternehmen, der trotz des Familienmodells keine Zweifel an der Leistungsbereitschaft der Mutter oder des Vaters hegt. Das kann der unmittelbare Vorgesetzte sein oder auch ein Mentor an einer anderen Stelle im Unternehmen. Zum anderen ist die eigene proaktive und kompromissbereite Haltung bedeutsam. So haben die befragten Führungskräfte eigeninitiativ nach geeigneten Modellen gesucht, die sowohl zu den Interessen des Unternehmens als auch den eigenen Bedürfnissen passen.

Auf der Seite der Unternehmen findet die Thematik der Doppelkarrierepaare bisher nur wenig Beachtung. Ein *dual career service*, wie er derzeit an vielen Hochschulen Einzug hält, hat sich hier noch nicht etabliert. Unternehmen unterstützen berufsbedingte Umzüge durch Hilfe bei der Wohnungssuche oder einen Sprachkurs für den Partner, doch die Suche nach einer Fortführung der Berufstätigkeit wird nur selten gefördert.

Väter stoßen auf starke Widerstände

Unsere Studie zeigt, dass heutige Männer sich gemeinsame Zeit mit ihren Kindern wünschen. Und sie sind wichtig für deren Entwicklung – gerade für Jungen, die in eine neue Rollenverteilung hineinwachsen. Sie brauchen dringend Vorbilder und Mentoren, die in ihrem Leben präsent sind, sie motivieren und ihnen mögliche Wege aufzeigen.

Doch während bei Frauen im Allgemeinen zumindest akzeptiert wird, dass sie sich neben dem Beruf auch um ihre Familie kümmern müssen und dafür gewisse Spielräume brauchen, wird von Männern stärker die bedingungslose Einsatzbereitschaft für die Karriere erwartet. Insofern ist die Vereinbarung von Karriere und Kindern für sie oft schwieriger. Die männlichen Teilnehmer unserer Fallstudie berichten besonders häufig von Widerständen und Unverständnis, die Frauen bestätigen dies durch Beobachtungen in ihrem eigenen beruflichen Umfeld. Nur in jedem achten Unternehmen – so die Ergebnisse der Online-Befragung – wird in Betracht gezogen, dass Väter eine aktive Rolle in der Familie ausüben wollen. Vor diesem Hintergrund halten 91 Prozent der Befragten Unterstützungsangebote der Unternehmen für dringlich, die sich explizit an Väter richten.

Dabei zeigte die Fallstudie, dass Väter vor allem im Vorfeld einer familienfreundlicheren Neuregelung auf Unverständnis trafen und sich das Unternehmen anschließend, nachdem ein Weg gefunden war, mit der Situation arrangierte. Das heißt, dort, wo sich Betroffene aktiv für ihre familiären Interessen einsetzen, bewegt sich etwas. Nur wenn noch mehr Führungs- und Führungsnachwuchskräfte – vor allem Männer – offensiv zu ihren Familienambitionen stehen, wird sich die Akzeptanz erhöhen und werden mehr Männer sich ermutigt fühlen, diesen Weg zu gehen.

Modell voller Herausforderungen

Die Studie zeigt: Wenn es gelingt, eine anspruchsvolle Berufstätigkeit mit Kindern zu vereinbaren und für sich selbst eine stimmige Balance zu erreichen, ist dieses Lebenskonzept ein Erfolgsmodell. Doch es bedarf hoher persönlicher Leistung und Entschiedenheit,

entgegen dem immer noch tief verankerten Modell zu leben, wonach der Mann der Haupternährer ist und die Frau doch vorwiegend für die Kinder und den Haushalt zuständig zu sein hat.

Eine der größten Herausforderungen liegt in der fehlenden Infrastruktur für die Vereinbarung von Beruf und Familie. Von Betreuungs- und Bildungseinrichtungen über Behörden und Arztpraxen – alles ist darauf ausgerichtet, dass ein Familienmitglied tagsüber frei verfügbar ist. Die Kinderbetreuung stellt dabei das größte Problem dar – geringe Abdeckung, kurze Öffnungszeiten, mangelnde Flexibilität und unzureichende Qualität – eine Vollzeittätigkeit beider Partner ist da schwer zu realisieren. In der Regel ist es unumgänglich, zusätzlich privat finanzierte Hilfe zu organisieren, was mit hohen Kosten verbunden ist. Ihre privilegierte finanzielle Situation hilft den Paaren aus unserer Studie, dieses anspruchsvolle Lebensmodell überhaupt zu verwirklichen.

Ist für die Betreuung der Kinder schließlich das passende Modell gefunden, stellen sich mit der Einschulung des Kindes die Probleme erneut. Schwierig wird es vor allem dann, wenn ein Umzug von einem Bundesland in ein anderes ansteht und die Kinder ein neues Schulsystem mit neuen Lehrplänen und -inhalten adaptieren müssen.

Zeit ist ein besonders knappes Gut. Immer wieder stehen die „neuen Paare“ vor der Zerreißprobe: Sie brennen für ihren Job und genießen den beruflichen Erfolg. Andererseits lieben sie ihre Kinder und ihren Partner, ihre Familie hat einen hohen Stellenwert. Angesichts des engen zeitlichen Korsetts wünschen sich mehr als die Hälfte der Männer und ein Drittel der Frauen, weniger zu arbeiten. Fast die Hälfte der Teilnehmenden hätte gern mehr Zeit für die Kinder. Fast 90 Prozent wünschen sich mehr Zeit für den Partner bzw. die Partnerin.

seitens der Wirtschaft erste Schritte getan. Weitere sind jedoch dringend notwendig:

Die Politik sollte

- den Wandel von Geschlechterrollen und Einstellungen gegenüber berufstätigen Eltern fördern,
- Väter stärker ins Blickfeld rücken,
- Bildungs- und Betreuungseinrichtungen ausbauen und deren Angebot miteinander verzahnen,
- familiennahe Dienstleistungen vor Ort bzw. in den Kommunen stärken und
- Familien steuerlich entlasten.

Unternehmen sollten

- eine familienfreundliche Unternehmenskultur fördern,
- Spielräume zur bedarfsgerechten Gestaltung von Lage und Dauer der Arbeitszeit und des Arbeitsortes erweitern,
- Serviceangebote für Eltern schaffen,
- neue Karrieremuster entwickeln und
- Doppelkarrierepaare in den Blick nehmen.

Chancengleichheit betrifft heute nicht nur die Frauen. Wir benötigen – in der Politik, aber vor allem auch in den Unternehmen – ein ganzheitliches Konzept, das Männer bzw. Väter einbezieht. Während die weiblichen Rollenbilder sich vervielfältigt haben, sind die männlichen Rollen vergleichsweise starr geblieben. Es geht heute darum, für beide Geschlechter mehr Optionen zu eröffnen, mehr Handlungsspielräume und letztlich Freiheiten zu gewinnen – zum Wohl der Paare als auch zum Wohl der Gesellschaft. Es würden große Chancen verspielt, wenn das Erfolgsmodell der „neuen Paare“ nur einer gesellschaftlichen Elite vorbehalten bleiben würde.

Politik und Wirtschaft sind gefordert

Unsere Gesellschaft ist gefordert, geeignete Rahmenbedingungen für berufstätige Eltern zu schaffen. Hierzu wurden in den vergangenen Jahren sowohl seitens der Politik als auch

Klaus Dörre

Ende der Planbarkeit? Lebensentwürfe in unsicheren Zeiten

Die Spatzen pfeifen es von den Dächern: Wir leben – nicht erst seit der Finanz- und Wirtschaftskrise – in unsicheren Zeiten.

Klaus Dörre

Dr. phil., geb. 1957; Professor für Arbeits-, Industrie- und Wirtschaftssoziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena.
klaus.doerre@uni-jena.de

Der Verlust der Planbarkeit des eigenen Lebens ist zu einer Schlüsselerfahrung geworden. Zwar ist unser gesamtes Leben in rechts- und wohlfahrtsstaatliche Sicherheitsnetze eingebettet, aber dennoch „bleiben

die Sorgen um die Sicherheit allgegenwärtig“.¹ Sie beschäftigen weite Teile der Bevölkerung, obwohl oder gerade weil die schlimmsten Auswüchse von Gewalt und sozialem Elend in den westlichen Gesellschaften weitgehend eingedämmt sind. Auch wenn das Unsicherheitsempfinden keineswegs unmittelbar mit objektiven Bedrohungen korrespondiert, ist es alles andere als bloßer Ausdruck einer spezifischen Jammermentalität. Die Verunsicherung speist sich aus Veränderungen in der Tiefenstruktur der Gesellschaft. Das Epizentrum dieser Veränderungen lässt sich im ökonomischen und im Erwerbsystem verorten. Die „Wiederkehr der sozialen Unsicherheit“² hat aber auch eine kulturelle und eine politische Dimension.

Dass sich soziale Unsicherheit zunehmend auf Lebensentwürfe und individuelle Biografien auswirkt, mag auf den ersten Blick als eine wenig überraschende Beobachtung erscheinen. Schließlich hatten Individualisierungstheoretiker wie Ulrich Beck bereits Mitte der 1980er Jahre diagnostiziert, eine Befreiung von den Zwängen und fraglosen

Verbindlichkeiten der ersten Moderne bewirke, dass sich das Individuum mehr und mehr zur „letzten Reproduktionseinheit des Sozialen“ mausere.³ Jeder und jede Einzelne sei bei Strafe permanenter Benachteiligung gezwungen, sich als Planungszentrum des eigenen Lebensentwurfs zu betätigen. Während diese Diagnose wesentlich auf das Phänomen steigender biografischer Optionenvielfalt abhob, die es im Alltag zu bewältigen galt, macht sich heute auf biografischer Ebene eine andere Problematik bemerkbar. Der kollektive „Fahrstuhleffekt“, an den Beck seine Zeitdiagnose knüpfte, hat längst die Richtung gewechselt. Statt nach oben, geht es für große soziale Gruppen kollektiv nach unten. Dies wirkt sich unweigerlich auf die Möglichkeiten und die Fähigkeiten zur biografischen Bewältigung von Unsicherheit aus.

Die Art und Weise des individuellen Umgangs mit Unsicherheit hängt, so die hier verfochtene These, unweigerlich von der Verfügung über spezifische materielle wie kulturelle Ressourcen ab. Unsicherheit kann nur dann als produktive biografische Herausforderung entschlüsselt werden, wenn ein bestimmtes Niveau an Einkommens- und Beschäftigungsstabilität gesichert ist. Trifft das nicht zu, wirkt Unsicherheit auch biografisch eher wie „ein Virus, der das Alltagsleben durchdringt, die sozialen Bezüge auflöst und die psychischen Strukturen der Individuen unterminiert“.⁴ Gerade weil das Individuum zunehmend als Planungszentrum der eigenen Bastelbiografie gefordert ist, muss es sich fatal auswirken, wenn ihm nach und nach die Ressourcen verloren gehen, die individuelle Planungsfähigkeit überhaupt erst ermöglichen.

Organisierte Zeit und biografische Planungsfähigkeit

Dass Individualisierungsprozesse aus einer Überflussproblematik herausgelöst und stattdessen zunehmend aus einer Mangelperspektive

¹ Robert Castel, Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat. Hamburg 2005, S. 8.

² Ders., Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit, in: ders./Klaus Dörre (Hrsg.), Prekarität, Abstieg Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Frankfurt/M.–New York 2009, S. 21–34.

³ Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986, S. 119.

⁴ R. Castel (Anm. 1), S. 38.

beobachtet werden müssen, hat Ursachen, die nachfolgend unter dem Begriff der „marktgetriebenen Landnahme“ zusammengefasst werden.¹⁵ Neoklassischen Ökonomen zufolge ist Kapitalismus weitgehend mit Marktwirtschaft und Konkurrenz identisch. In diesem Kapitalismus ist das Gewinnstreben zentrales Motiv des Handelns. Alles, was dieses Motiv schwächt, muss folgerichtig zu Verzerrungen des Wettbewerbs und damit zu gesellschaftlichen Deformationen führen. Das Ideal eines sozial verantwortlichen Unternehmers stellt demnach eine problematische Verzerrung dar: „Es gibt wenig Entwicklungstendenzen, die so gründlich das Fundament unserer freien Gesellschaft untergraben können, wie die Annahme einer anderen sozialen Verantwortung durch Unternehmer, als die, für die Aktionäre ihrer Gesellschaften so viel Gewinn wie möglich zu erwirtschaften.“¹⁶

Die Konstruktion des Unternehmers, der frei und eigennützig am Markt agiert und dadurch den Wohlstand aller Gesellschaftsmitglieder befördert, übersieht indessen einen fundamentalen Sachverhalt: Ohne marktvermittelte Konkurrenz kann Kapitalismus nicht funktionieren. Um sich im Wettbewerb betätigen zu können, sind bei individuellen wie kollektiven Akteuren jedoch Verhaltensweisen vonnöten, die auf Kooperation, mitunter gar auf Solidarität beruhen und damit in gewisser Weise das Gegenteil marktvermittelter Konkurrenz voraussetzen. Nur auf der Basis wenigstens eines Minimums an Arbeitsplatz- und Einkommenssicherheit ist die Entwicklung eines in die Zukunft gerichteten Bewusstseins denkbar. Und erst dieses Zukunftsbewusstsein, das individuelle Planungsfähigkeit voraussetzt, ermöglicht rational-kalkulierendes Verhalten. Selbst der Friedman'sche Unternehmer, der mit strukturellen Unsicherheiten konfrontiert wird, benötigt daher ein Minimum an Planungssicherheit. In seinem ureigenen (Gewinn-)Interesse muss er danach streben, die Willkür der Marktkonkurrenz wenigstens zeitweilig zu begrenzen.¹⁷

¹⁵ Vgl. Klaus Dörre/Stephan Lessenich/Hartmut Rosa, *Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte*, Frankfurt/M. 2009.

¹⁶ Milton Friedman, *Kapitalismus und Freiheit*, Frankfurt/M. 1984, S. 165.

¹⁷ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*, Konstanz 2000, S. 20.

Der bürokratisch-soziale Kapitalismus, wie er in den drei Jahrzehnten nach 1945 zur Blüte kam, ließ geschützte interne Arbeitsmärkte entstehen, die – von Marktrisiken weitgehend abgekoppelt – ein Lebenslaufregime ermöglichten, das dem Laufbahnprinzip folgte. Es konnte, so die Wahrnehmung großer Teile der Lohnabhängigen und ihrer Familien, langsam aber doch stetig immer nur aufwärts gehen. Diese Kollektiverfahrung festigte sich, weil Arbeiter und Angestellte erstmals über ein Sozialeigentum verfügen konnten (Mitbestimmungsrechte, Ansprüche an wohlfahrtsstaatliche Institutionen), das ihnen ermöglichte, was zuvor nur private Vermögen leisten konnten: Das Leben erschien in gewissen Grenzen planbar. Sozial geschützte Erwerbsarbeit stand im Zentrum zukunftsgerichteter Lebensentwürfe. Lohnarbeit verwandelte sich in Beschäftigung, die mit einem kollektiven sozialen Status verbunden war. Das kulturelle Zentrum dieser Art von Kapitalismus bildete ein Regime der organisierten Zeit. Natürlich verlief die Realität „nicht nach Plan, doch die Vorstellung, planen zu können, bestimmte den Bereich der individuellen Aktivitäten und Möglichkeiten“.¹⁸ Man mag mit Recht einwenden, dass eine solche Betrachtung allzu idyllisch ist, weil sie sperrige Realitäten wie die Abhängigkeit der Lohnarbeitsgesellschaft vom Ernährermodell, den relativen Ausschluss von Frauen und Migranten sowie die Abwertung von Reproduktionstätigkeiten übergeht. Die kollektive Grunderfahrung eines Zuwachses an sozialer Sicherheit wurde durch solche Ungleichheiten und Machtasymmetrien zwar erheblich relativiert, aber eben doch nicht völlig neutralisiert.

Landnahme, Beschleunigung, Aktivierung

Es sind im Wesentlichen drei Ursachenbündel, die dafür gesorgt haben, dass das System der organisierten Zeit einem Lebenslaufregime diskontinuierlicher Zeiterfahrung gewichen ist. **Erstens** hat eine neue, (finanz)marktgetriebene Landnahme bewirkt, dass sich die zuvor enge Verzahnung von Lohnarbeit und institutionell garantierter sozialer Sicherheit auflöst.¹⁹ In einer Wirtschaft, in der Renditen

¹⁸ Richard Sennett, *Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 2007, S. 24.

¹⁹ Vgl. Klaus Dörre, *Die neue Landnahme. Dynamiken und Grenzen des Finanzmarkt-Kapitalismus*, in: K. Dörre/S. Lessenich/H. Rosa (Anm. 5).

und Gewinne nicht mehr als Resultate wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit erscheinen, sondern als Planungsgrößen der Unternehmen vorausgesetzt werden, erhalten Löhne, Arbeitsbedingungen und Beschäftigungssicherheit zunehmend den Status von Randbedingungen, die es beständig neu auszuhandeln gilt. Eine Folge ist die Ausweitung flexibler, unsteter, oftmals niedrig entlohnter und daher nicht selten prekärer Beschäftigung. So gab es 2008 bei 34,7 Millionen Erwerbstätigen immerhin 7,7 Millionen „atypisch“ Beschäftigte (in Zeitarbeit, Teilzeit, befristet oder geringfügig Beschäftigte) sowie 2,1 Millionen Soloselbstständige. Binnen zehn Jahren ist die Zahl der atypischen Beschäftigungsverhältnisse um 46,2 Prozent und die der Soloselbstständigen um 27,8 Prozent gestiegen. Demgegenüber haben die sogenannten Normalarbeitsverhältnisse (unbefristete Anstellungen in Vollzeit) um 3 Prozent abgenommen.¹⁰

Wenig überraschend stellen Frauen in Dienstleistungsberufen die größte Gruppe der atypisch Beschäftigten. Die Zunahme atypischer Beschäftigung ist mit der Ausweitung von Niedriglöhnen und einem überdurchschnittlich steigenden Armutsrisiko verbunden. Während das Armutsrisiko bei Normalbeschäftigten und Soloselbstständigen nur moderat stieg, ist der Anteil von atypisch beschäftigten Personen, die unterhalb der Armutsschwelle leben, zwischen 1998 und 2008 von 9,8 auf 14,3 Prozent gestiegen. Darin deutet sich bereits eine Spaltung und Flexibilisierung des Arbeitsmarktes an, die in solchen Daten allerdings nur unzureichend erfasst wird. Zum einen nimmt die Unsicherheit auch innerhalb der Normalarbeitsverhältnisse zu: Immerhin 11,1 Prozent der Normalbeschäftigten (1,6 Millionen) verdienten 2006 weniger als zwei Drittel des „mittleren Lohns“ (Medianlohn), und insgesamt 42,6 Prozent der Niedriglohnbezieher waren Normalbeschäftigte.¹¹ Zum anderen geht aus solchen Daten nicht hervor, in welchem Umfang interne Flexibilisierungsmaßnahmen der Unternehmen (flexible Arbeitszeiten, Projektarbeit, Jobrotation etc.), aber auch Standort-

pakte mit befristeten Beschäftigungsgarantien selbst innerhalb der Stammebelegschaften für Diskontinuitätserfahrungen sorgen. Zwar sind weder interne Flexibilisierung noch atypische Beschäftigung per se mit sozialer Unsicherheit, Prekarität und Armut identisch, aber es liegt auf der Hand, dass Erwerbsarbeit für wachsende soziale Gruppen ihren Charakter als Basis einer stabilen, in die Zukunft gerichteten Lebensplanung eingebüßt hat. Das trifft vor allem dann zu, wenn die Risiken flexibler oder niedrig entlohnter Beschäftigung nicht durch Familienbeziehungen und soziale Netze abgefedert werden.

Nicht weniger bedeutsam ist zweitens, dass die Ausweitung minder geschützter Arbeitsverhältnisse durch kulturelle und politische Entwicklungen zusätzlich verstärkt wird. Eine verselbstständigte Beschleunigungsdynamik sorgt kulturell für eine immer raschere Entwertung von scheinbar gesicherten Qualifikationen, Kompetenzen und Erfahrungen.¹² Unter diesen Umständen kann Unsicherheit kaum mehr als positiver Handlungsanreiz verstanden werden.

Das wiegt drittens auch subjektiv umso schwerer, als der Übergang vom sorgenden zum „aktivierenden“ Wohlfahrtsstaat diese Spirale durch den institutionalisierten permanenten Mobilitätswang zusätzlich beschleunigt.¹³

Ebenso wie die soziale Beschleunigung ist die Aktivierung und Disziplinierung für abhängige Arbeit eine Grundkonstante der Moderne. In der bürgerlichen Gesellschaft, in der Faulheit zur „absoluten Form der Revolte“ geworden ist, zwingt man „die Müßiggänger“ seit jeher „aus der unbegrenzten Muße in eine nutz- und fruchtlose Mühsal der Arbeit“.¹⁴ Neu sind indessen die diskursiven Formen und die Institutionalisierungen des Aktivitätszwangs. Dem Leitbild des „unternehmerischen Selbst“¹⁵ mit seinem allgegenwärtigen

¹⁰ Vgl. Statistisches Bundesamt, Niedrigeinkommen und Erwerbstätigkeit. Begleitmaterial zum Pressegespräch am 19. 8. 2009 in Frankfurt/M., Wiesbaden 2009, S. 7, S. 26.

¹¹ Vgl. ebd., S. 16. Medianlohn: Der Lohn, den die Hälfte aller Vollzeitbeschäftigten *mindestens* verdient. Das Gehalt der anderen Hälfte liegt darunter.

¹² Vgl. Hartmut Rosa, Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik, in: K. Dörre/S. Lessenich/H. Rosa (Anm. 5).

¹³ Vgl. Stephan Lessenich, Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft, in: K. Dörre/S. Lessenich/H. Rosa (Anm. 5).

¹⁴ Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt/M. 1996, S. 91.

¹⁵ Ulrich Bröckling, Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt/M. 2007.

Aktivierungsanspruch entsprechen in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik zunehmend institutionelle Praktiken, die auf eine Beschneidung von Sozialeigentum und auf eine Reduktion kultureller wie materieller Ressourcen hinauslaufen, welche für das Selbstmanagement diskontinuierlicher Biografien und die Aufrechterhaltung individueller Planungsfähigkeit eigentlich dringend benötigt würden.

Lebenslaufregime der diskontinuierlichen Zeit

Im Zusammenspiel haben marktgetriebene Landnahme, soziale Beschleunigung und politische Aktivierung einem neuen Lebenslaufregime zum Durchbruch verholfen. Dieses wird am besten vom Idealtypus eines Optionen maximierenden Selbstmanagers repräsentiert. Letztlich von der Suche nach basalen Sicherheiten angetrieben, ist dieser Selbstmanager beständig dabei, Optionen zu sondieren. Zu seinem Habitus gehört es, dass er verlernt hat, Nein zu sagen. Für ihn gibt es keine Zeitpolster, keine Ruhezeiten. Beständig ist er dabei, Handlungschancen auszuloten, denn jeder Verzicht auf eine Option könnte gleichbedeutend mit einem Positionsverlust sein. Aus diesem Grund fühlt er sich beständig schuldig. So sehr er sich auch bemüht – die reale oder auch nur fiktive Optionenvielfalt kann er niemals ausschöpfen. Daher fällt er beständig hinter die „objektiven“ Anforderungen des neuen Lebenslaufregimes zurück. Im ständigen Bemühen des Selbstmanagers, die Kluft zu schließen, wird frei verfügbare Zeit zu einem knappen Gut. Freiheiten, die das Regime der flexiblen Zeit mit sich bringt, können sich rasch aus einem Segen in einen Fluch verwandeln. Auf der Jagd nach Optionen werden Kinderwünsche zurückgestellt. Anspruchsvolle Arbeit mutiert zur Dauerbelastung, führt im Extremfall zu Arbeitssucht und Entspannungsunfähigkeit. Weiterbildung erscheint als permanenter Zwang, und selbst der Konsum gerät zum bloßen Kaufakt, zur bloßen Befriedigung von Scheinbedürfnissen, der jeglicher Genuss abhanden gekommen ist. Muße, Ruhe, frei verfügbare Zeit gehören zu seinen größten Wünschen, doch auf der Suche nach elementarer Sicherheit ist der Selbstmanager jederzeit bereit, auch noch das letzte Quantum an Energie zu mobilisieren, um auf die

Unbeständigkeit seiner Beschäftigung eine „produktive“ Antwort zu finden.

Allerdings, das sei hinzugefügt, lässt sich dieser Idealtypus in der Realität nur in spezifischen sozialen Ausformungen finden. Anzutreffen ist er vor allem in jenen Segmenten des Arbeitsmarktes, in denen stabile Beschäftigung nach und nach von kreativer Arbeit abgelöst wird. In diesen Bereichen hat sozialstaatlich geschützte Lohnarbeit ihren Status als verbindliches Leitbild arbeitsweltlicher Einbindung eingebüßt. In den Medien, den *creative industries*, aber auch bei lohnabhängigen Angestelltengruppen, für die Projektarbeit und internes Unternehmertum zur beständigen Herausforderung geworden sind, verblasst die Attraktivität standardisierter Beschäftigungsverhältnisse auch subjektiv. In diesen Segmenten lässt sich Unsicherheit bis zu einem gewissen Grad tatsächlich als positiver Handlungsanreiz entschlüsseln. Was in der fordistischen Ära durch ausdifferenzierte Hierarchien, strukturierte Laufbahnen und klar definierte Kompetenzbereiche von außen auferlegt wurde und dem Alltagsleben einen Rhythmus gab, wird nun zumindest teilweise der Entscheidung von Individuen oder Kleingruppen überantwortet. Ein Grundproblem vieler Kreativarbeiter ist indessen die Verrichtung unbezahlter, gleichwohl überlebensnotwendiger relationaler Arbeit (Pflege von Netzwerken, Kundenkontakten, Werbeaktivitäten usw.).¹⁶ Dass diese Arbeiten seitens der Auftraggeber häufig als unbezahlte vor- ausgesetzt und in Dienst genommen werden, stellt eine besondere Ausprägung „freiwilligerzwungener“ Optionenmaximierung dar.

Unabhängig von dieser Problematik deutet sich an, dass die Einbindung in den Arbeitsmarkt über halbwegs gut entlohnte, unbefristete Vollzeitbeschäftigung noch immer den dominanten, aber längst nicht mehr den einzigen arbeitsweltlichen Integrationsmodus darstellt. Bei hoher Identifikation mit einer anspruchsvollen Tätigkeit und gleichzeitig starker Einbindung in soziale Netze stellt flexible Beschäftigung für relevante Gruppen zunehmend eine Alternative dar. Dieses Nebeneinander von konventioneller und flexibler Arbeitsmarktintegration signalisiert das

¹⁶ Vgl. Sergio Bologna, *Die Zerstörung der Mittelschichten. Thesen zur neuen Selbstständigkeit*, Wien 2006, S. 34 ff.

Ende einer unumstrittenen Hegemonie geschützter Lohnarbeit. Maßstäbe für eine gelungene Integration werden zwar noch immer vorzugsweise, aber eben nicht mehr ausschließlich über eine normierte Vollzeitbeschäftigung in einem Lohnarbeitsverhältnis gesetzt. Allerdings sind die Übergänge von flexiblen zu prekären Biografien fließend. So verkörpert die Kombination von kreativer Arbeit und unsicherer Beschäftigung einen Grenzfall, dessen klassisches Beispiel die Künstlerbiografie darstellt.

In weniger spektakulärer Gestalt findet sich die Kombination von anspruchsvoller Arbeitstätigkeit und prekärer Beschäftigung bei Wissenschaftlerkarrieren. So sind drei Viertel der ca. 106 000 wissenschaftlichen Mitarbeiter an deutschen Hochschulen befristet beschäftigt, über 40 Prozent haben lediglich eine Teilzeitstelle. Ob ihre Bemühungen fruchtbar sind, erfahren sie zumeist erst am Ende einer denkbar langen Qualifizierungsphase. Bis zu einer Berufung, die im vierten, teilweise erst im fünften Lebensjahrzehnt erfolgt, zählen Forscher in Deutschland zum wissenschaftlichen Nachwuchs. Ihre Arbeitssituation ist von einem geringen Formalisierungsgrad, hoher sozialer Integration und großen Spielräumen geprägt. Wie, wann und wo gearbeitet wird, bleibt Wissenschaftlern weitgehend selbst überlassen. Ähnlich wie die Selbstmanager in der Privatwirtschaft würden daher viele Wissenschaftler die Begrenzungen eines klassischen reglementierten Arbeitsverhältnisses für sich kaum akzeptieren. Der Anreiz kreativer Tätigkeit motiviert sie immer wieder zum Weitermachen: Ein geschärftes Argument, eine originelle Idee, die Anerkennung für einen platzierten Aufsatz, die nächste Qualifikationsstufe und schließlich die Professur mit ihren Privilegien – all das sind Anreize, die in geringen Dosen zwischen- durch oder als großes Ziel am Horizont biografische Gefährdungen erträglich machen, sie mitunter gar vollständig überdecken. Kleine Erfolge und große Versprechen tragen somit dazu bei, dass viele Akademiker zu geduldenen Prekariern werden.

Sind solche Phänomene seit langem Merkmal jenes akademischen Hasards, den bereits Max Weber kannte, hat sich die Problematik mit dem Übergang zum akademischen Kapitalismus doch erheblich verschärft. Im Zuge der marktgetriebenen Landnahme, die Wettbe-

werbsmechanismen und Managementmethoden aus dem privatwirtschaftlichen Sektor auf den Bildungssektor überträgt, beginnt sich die Zusammensetzung der *academic workforce* grundlegend zu ändern. Selbst der klassische Professor – „autonomous, tenured, afforded the time to research and write as well as teach“¹⁷ –, wie er die Universitäten während der zurückliegenden acht Jahrzehnte geprägt hat, könnte zum Auslaufmodell werden. Ihm wird der Rang von Wissenschaftsmanagern abgelaufen, die, obgleich in vielerlei Hinsicht überdurchschnittlich agil und aktiv, vor allem an den Anforderungen von Märkten und dem kurzfristigen Gewinn orientiert sind.

Kombinationen von kreativer Arbeit und prekärer Beschäftigung finden inzwischen über das Wissenschaftssystem hinaus im gesamten Weiterbildungsbereich Verbreitung. Nur 14 Prozent (142 000) der dort Beschäftigten befinden sich in sozialversicherungs- pflichtigen Beschäftigungsverhältnissen. 74 Prozent (771 000) sind als Honorarkräfte oder Selbstständige tätig. Nahezu drei Viertel der Weiterbildner verfügen über einen akademischen Abschluss. Das Prekarisierungsrisiko ist vor allem bei den hauptberuflichen Honorarkräften hoch. Knapp die Hälfte bezeichnet ihre Einkommenssituation als soeben ausreichend oder schlecht. Und wie im Wissenschaftsbereich geht auch im Weiterbildungsbereich eine hohe Eigenmotivation mit beträchtlichen Risiken bei Einkommen, Status und Beschäftigung einher.

Je tiefer man in der Hierarchie geht, desto schwerer fällt es, die Nachteile unsteter Beschäftigung durch die Vorzüge kreativer Arbeit zu kompensieren. Für einen Großteil der eigentlichen Prekariern, die längerfristig oder gar dauerhaft auf einen unsicheren, niedrig entlohnenden, inhaltlich unbefriedigenden und zudem wenig anerkannten Job angewiesen sind, ist eine solche Kompensation schlechterdings unmöglich. Risiken und Belastungen häufen sich. Die Erschließung von Optionen wird hier mehr und mehr zu einem Zwang. Auch prekär Beschäftigte, ja selbst Arbeitslose leiden an Zeitmangel. Auch sie sind permanent gefordert, jede sich bietende Chance zu nutzen, um ihre Lage zu verbessern. Von der Arbeitsverwaltung

¹⁷ Frank Donoghue, *Last Professors. The Corporate University and the Fate of the Humanities*, New York 2008, S. xi.

sehen sich Langzeitarbeitslose als „Kunden“ klassifiziert, die mit einer Mischung aus *profiling* (Erarbeitung eines individuellen Profils) und strenger Handhabung der Zumutbarkeitsregeln für eine reguläre Erwerbsarbeit aktiviert werden sollen. Ihr Alltag besteht neben Suchaktivitäten häufig in der Bewältigung von Trainingsmaßnahmen und sozial geförderter Arbeit. Zum täglichen Zwei-Stunden-Job gesellt sich nicht selten das achtstündige Praktikum, dessen Absolvierung zur Voraussetzung für den Bezug von Transferleistungen wird. Hinzu kommen Schnäppchenjagd und Altstoffsammlung, wodurch der materielle Mangel schon bei den Kindern offenbar wird. Übermäßiger TV-Konsum, das sogenannte Unterschichtenfernsehen, entspringt dann eher einer Erschöpfung bzw. dem Versuch, die Kinder wenigstens zeitweilig „ruhigzustellen“, als einer bewussten Abkehr von den Werten einer leistungsorientierten sozialen Mitte.¹⁸

Selbstbegrenzung oder Regulierung?

Fassen wir zusammen: Das Regime der diskontinuierlichen Zeit erzeugt in Abhängigkeit von Alter, Qualifikation, Beruf und Geschlecht unterschiedliche Klassen biografischer Probleme. Insofern ist unstete Biografie nicht gleich unstete Biografie und Optionenmaximierung nicht gleich Optionenmaximierung. Zwar ist das „unternehmerische Selbst“ zu einem nahezu universellen Leitbild geworden, und tatsächlich ist jede bzw. jeder Einzelne mehr und mehr gezwungen, zum Planungszentrum ihres bzw. seines eigenen Lebensentwurfs zu werden. Die Trias von marktgetriebener Landnahme, verselbständigter Beschleunigung und fremdbestimmter Aktivierung beraubt jedoch eine immer größere Zahl von Menschen der kulturellen, sozialen und finanziellen Ressourcen, die nötig wären, um Optionenvielfalt und flexible Biografien mit einer längerfristigen Lebensplanung zu verbinden. Als Folge wird die ständige Optimierung von Handlungsoptionen zu einem individuellen Zwang, und die ständige Bereitschaft zur Wahrnehmung sozialer Chancen schlägt in sinkende Lebensqualität

um. Das Spektrum der Möglichkeiten erweitert sich, doch die Selbstmanager werden immer unzufriedener.

Lässt sich gegensteuern? Jeder Antwortversuch sieht sich unweigerlich mit einer neuen kulturellen Spaltungslinie konfrontiert. Schon um handlungsfähig zu bleiben, finden sich vor allem prekär beschäftigte Kreativarbeiter im Leitbild unkonventioneller Arbeitsmarktintegration eher wieder als im Ideal konventioneller Lohnarbeit. Dies ist diskurspolitisch bedeutsam, denn die Botschaft einer befreienden Wirkung flexibler Beschäftigungsverhältnisse kann so weit über die Minderheiten gesicherter Selbstmanager hinaus Beachtung finden. Wer als Selbständiger im Weiterbildungssektor, als Freiberufler in den Medien oder als Wissenschaftler mit ungewissen Karriereaussichten nur vage Aussichten auf eine Festanstellung hat, wird alles daran setzen, seinem strukturell prekären Status positive Seiten abzugewinnen und Lebensformen zu entwickeln, die etwaige Nachteile kompensieren. Verständnis für Interessenpolitiken, die ausschließlich auf den Schutz konventioneller Vollzeitbeschäftigung zielen, ist von diesen Gruppen kaum zu erwarten.

Allerdings sind auch die modernen Bastelbiografien schutzbedürftig. Prekarität kann mit Optionenvielfalt verbunden sein; Freiheitsgewinn bedeutet sie nicht. Erst eine regulative Einschränkung „negativer Freiheiten“, die auf Kosten anderer genutzt werden, ermöglicht es, Optionenvielfalt und damit verbundene Unsicherheit als positive Herausforderung zu begreifen. Daher ist bloße Selbstbeschränkung, die normative Orientierung an einem gelingenden Leben, keine zureichende Bewältigungsstrategie. Ohne wirksame Regulierung und soziale Schutzmechanismen, die Menschen in großer Zahl überhaupt erst in die Lage versetzen, „ihr Leben so zu gestalten, wie sie es wollen“,¹⁹ wird Freiheitsgewinn im neuen Lebenslaufregime eine Sache privilegierter Minderheiten bleiben.

¹⁸ Dies sind Eindrücke, die der Autor während der „zweiten Welle“ einer Befragung von ALG-II-Beziehern sammeln konnte. Vgl. dazu Peter Bescherer/Silke Röbenack/Karen Schierhorn, Nach Hartz IV: Erwerbsorientierung von Arbeitslosen, in: APuZ, (2008) 33–34, S. 19–24.

¹⁹ Burkart Lutz, „Sozialismus, warum denn nicht?“, in: Mitbestimmung, 55 (2009) 1–2, S. 48–51.

Regenbogenfamilien

Ein sehr kleiner Teil der Kinder in Deutschland wächst unter der Obhut von zwei Müttern oder zwei Vätern auf. Für diese Familien hat sich der Name „Regenbogenfamilie“ etabliert. Die demographischen Informationen zu diesen Familien sind bislang eher dürftig und wenig belastbar – zumal selbst die Daten des Mikrozensus¹ auf eine sehr kleine Grundgesamtheit gründen, was ihre Zuverlässigkeit schmälert. Dennoch sollen nachfolgend zentrale Aspekte der rechtlichen Rahmenbedingungen skizziert und einige Basisinformationen vorgestellt werden, ehe auf neueste Studienergebnisse zu wichtigen Charakteristika und der Lebensgestaltung von Regenbogenfamilien in Deutschland eingegangen wird.²

Marina Rupp

Dr. rer. pol., Diplom-Soziologin,
geb. 1958; stellvertretende
Leiterin des Staatsinstituts für
Familienforschung an der
Universität Bamberg (ifb),
Heinrichsdamm 4,
96047 Bamberg.
marina.rupp@
ifb.uni-bamberg.de

Die rechtlichen Regelungen stecken auch den Rahmen für die Ausgestaltung von Elternschaft ab. Für gleichgeschlechtliche Paare ist es weniger einfach einen Kinderwunsch zu verwirklichen, da sie quasi auf „externe“ Unterstützung angewiesen sind. Für Frauen ist eine künstliche Befruchtung denkbar: Reproduktionsmedizinische Eingriffe sind in Deutschland rechtlich zulässig, doch aufgrund der Vorgaben der Bundesärztekammer nur für Ehefrauen verfügbar. Gelingt es lesbischen Frauen schwanger zu werden, so stehen verschiedene Fragen an: Theoretisch kann die Lebenspartnerin das Kind im Rahmen der Stiefkindadoption annehmen und auf diese Weise auch rechtlich gesehen ein vollwertiger zweiter Elternteil werden. Dafür ist jedoch die Zustimmung des biologischen Elternteils – also des Vaters – erforderlich. Wird der Vater jedoch „amtlich“ gemacht, besteht das Risiko, dass er seine Elternrechte behalten möchte und in die Stiefkindadoption nicht einwilligt oder aber die zuständigen Behörden widersprechen. Geht die Frau den „sicheren“ Weg und wählt einen anonymen Samenspender oder verschweigt die Identität des Vaters, nimmt sie dem Kind die Möglichkeit, seine Herkunft kennenzulernen und verstößt somit gegen dessen Recht auf Kenntnis seiner Abstammung. In der Praxis finden wir daher Zwischenlösungen, da vielen Paaren sowohl die Elternrechte beider Partnerinnen bzw. Partner als auch die Möglichkeit des Kindes, den Vater kennenzulernen, wichtig sind.

erbrechtliche Position der Lebenspartnerinnen bzw. -partner zueinander bestimmt: Neben Verwandten erster Ordnung ist der überlebende Partner zu einem Viertel des Nachlasses gesetzlicher Erbe. Die LP gewährt die Möglichkeit, einen gemeinsamen Namen zu tragen (Lebenspartnerschaftsnamen) und räumt unter bestimmten Umständen auch einen nachpartnerschaftlichen Unterhalt ein. Die Lösung der Verbindung erfolgt auf Antrag und vor Gericht. Steuerrechtlich beinhaltet die LP keine Gleichstellung mit der Ehe – eine gemeinsame Veranlagung ist nicht möglich.

Seit 2001 gibt es auch für gleichgeschlechtlich orientierte Paare eine Möglichkeit, ihre Beziehung zu formalisieren: die sogenannte Eingetragene Lebenspartnerschaft (LP), die durch das Lebenspartnerschaftsgesetz geregelt ist (LPartG). Diese Institution wurde nicht mit denselben Rechten wie die Ehe ausgestattet. Auch mit den Veränderungen im Rahmen des „Lebenspartnerschaftsüberarbeitungsgesetzes“ erfolgte keine Gleichstellung mit der Heirat. Mit der Eintragung ist die Verpflichtung zum gegenseitigen Unterhalt verbunden. Vereinbaren die Partnerinnen bzw. Partner keinen anderen Güterstand, so gilt für sie seit 2005 das Prinzip der Zugewinnngemeinschaft. Die Partner entscheiden, ob sie eine vertragliche Variante wählen oder eine Ausgleichsgemeinschaft bilden, bei der – anders als bei der Zugewinnngemeinschaft – kein gemeinsames Vermögen erworben wird. Weiterhin wird die

Rahmenbedingungen

¹ Der Mikrozensus ist eine Erhebung bei einem Prozent der Haushalte in Deutschland (Zufallsauswahl).

² Die diesem Beitrag zugrunde liegende Untersuchung von Regenbogenfamilien in Deutschland wurde vom Bundesministerium der Justiz in Auftrag gegeben. Vgl. Marina Rupp (Hrsg.), Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften, Köln 2009.

Für Männerpaare ist es weitaus schwieriger ein eigenes Kind zu bekommen, zumal die Vermittlung einer Ersatzmutter in Deutschland nicht zulässig ist. Eine Möglichkeit ein leibliches Kind zu bekommen, besteht in Form der *queerfamily*, in der sie sich mit (lesbischen) Frauen bzw. Paaren zusammenfinden. Allerdings stellt sich auch hier die Frage der rechtlichen Stellung der Eltern. Stiefkindadoptionen sind grundsätzlich nicht nur für Kinder möglich, die innerhalb der LP geboren wurden, sondern auch für „mitgebrachte“ Kinder. Aufgrund des Einwilligungserfordernisses und der Beziehungen zum anderen Elternteil sind diese Fälle aber sehr selten. Für Paare, die gerne Kinder hätten, aber selbst keine bekommen können, gibt es grundsätzlich die Möglichkeit der Adoption.¹³ Dies ist – allgemein, aber für gleichgeschlechtliche Paare insbesondere – kein einfaches Unterfangen, unter anderem, weil die „Konkurrenz“ groß ist. Generell gibt es für ein zur Adoption stehendes Kind rund zehn Bewerber.¹⁴ Anders als Ehepaare können gleichgeschlechtliche Paare nicht gemeinsam adoptieren. Weil nur ein Partner Elternrechte übernimmt, ist das Kind weniger gut abgesichert, was zu einem Argument gegen eine Vermittlung an gleichgeschlechtliche Paare geraten kann. Für die Beziehung zwischen sozialem (d.h. nicht-leiblichem) Elternteil und dem Kind gibt es die Regelung des „kleinen Sorgerechts“: Der soziale Elternteil in LP kann dieses im Einvernehmen mit dem leiblichen Elternteil ausüben, jedoch nur dann, wenn dieser allein sorgeberechtigt ist.

nen Ausgangsbasis nicht unerheblich ist. Vor diesem Hintergrund können die meisten Detailinformationen nicht speziell für Eingetragene Lebenspartnerschaften ausgewiesen werden. Die weit überwiegende Mehrheit (93 %) der gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften lebt nicht mit Kindern zusammen. Insgesamt wuchsen 2007 rund 7000 Kinder in Regenbogenfamilien auf – und zwar hauptsächlich in Familien von zwei Frauen (92 % der Kinder). Der Anteil von Regenbogenfamilien an allen Familienhaushalten mit Kindern ist verschwindend gering und liegt im Bereich von einem Promille. Gleiches gilt für den Anteil an Kindern, die in diesen Familien aufwachsen.

Von den gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften haben 15 800 bzw. 23 Prozent eine Eingetragene Lebenspartnerschaft begründet. Generell nutzen Männerpaare diese Option häufiger als Frauen und stellen rund 65 Prozent der eingetragenen Paare. Auch von den Eingetragenen Lebenspartnerschaften hat der größte Teil (89 %) keine Kinder, aber es gibt unter diesen doch etwas häufiger Familien als in den gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften insgesamt. Ähnlich wie heterosexuelle Paare in Deutschland (West) scheinen auch bei diesen Paaren die Elternschaft und die Institutionalisierung der Partnerschaft in einem Zusammenhang zu stehen. Mit unserer Studie wurden erstmals deutschlandweit differenzierte Informationen über diese Familienform erhoben.

Basisdaten

Hochrechnungen auf Basis des Mikrozensus ergeben, dass in Deutschland mindestens 68 400 gleichgeschlechtliche Paare in einem gemeinsamen Haushalt leben – mindestens, weil die Datenbasis die Anzahl eher unter- als überschätzt.¹⁵ Dabei ist anzumerken, dass das Risiko von Schätzfehlern aufgrund der klei-

¹³ Vgl. Winfried Griebel/Wassilios Fthenakis, Adoption in der Lebenspartnerschaft – aus psychosozialer Sicht, in: Harald Paulitz (Hrsg.), Adoption. Positionen, Impulse, Perspektiven, München 2006, S. 169–180.

¹⁴ Vgl. Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung vom 22. 7. 2009, in: www.destatis.de (18. 8. 2009).

¹⁵ Vgl. Bernd Eggen, Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, in: ifb-Mate-

Beschreibung der Studie

Regenbogenfamilien sind bislang eher unterforscht. Die vorliegenden Ergebnisse stützen sich in aller Regel auf kleine Stichproben. Umso bedeutsamer ist es, dass die Datenbasis für die nachfolgenden Ausführungen die Informationen von 1059 gleichgeschlechtlichen Eltern bilden. Sie repräsentieren 767 Familien, da teilweise beide Partnerinnen bzw. Partner eines Paares interviewt wurden. Falls in den Familien mehr als ein Kind lebte, wurden die Befragten gebeten, ihre Angaben auf unterschiedliche Kinder zu beziehen. Somit standen für unsere Analysen Informationen zu 852 Kindern zur Verfügung.

rialien, (2009) 1, in: www.ifb-bamberg.de/Publikationen (18. 8. 2009).

Unter den Befragten überwiegen Paare, die in Eingetragener Lebenspartnerschaft leben. Dies steht auch vor dem Hintergrund, dass der Familienstand „verpartnert“ amtlich bekannt ist und die Paare daher direkt angesprochen werden konnten. Für die Stichprobengewinnung wurden nahezu alle den Meldebehörden bekannten Paare in Eingetragener Lebenspartnerschaft schriftlich oder telefonisch kontaktiert.¹⁶ Von den schätzungsweise 2200 bis 2500 Elternpaaren, die eine Eingetragene Lebenspartnerschaft begründet haben, nahmen 625 Paare (866 Einzelpersonen) an der Studie teil. Weniger gut sieht die Repräsentation der Familien ohne Eintragung aus, unter anderem, weil diese nicht persönlich informiert werden konnten. Aus dieser Gruppe konnten 142 Paare (193 Einzelpersonen) einbezogen werden, was einer geschätzten Quote von rund 3 Prozent der Zielfamilien entspricht. Nachdem unsere Analysen keine gravierenden inhaltlichen Unterschiede zwischen beiden Gruppen erbrachten, werden diese soweit möglich zusammen besprochen.

Die Befragung von Eltern in Regenbogenfamilien wurde durch eine Kinderstudie ergänzt, in der 123 Kinder und Jugendliche interviewt wurden, und eine Expertenbefragung, an der sich 29 Angehörige verschiedener Berufsgruppen beteiligten.

Charakteristika

Die Eltern in Regenbogenfamilien sind zu meist weiblich; Männerpaare stellen 7 Prozent der Befragten. Typisch für Regenbogenfamilien ist eine geringe Kinderzahl: Oftmals (64 %) gibt es (bislang) nur ein Kind, 27 Prozent der Paare haben zwei Kinder, 8 Prozent der Paare drei oder mehr Kinder. Allerdings wünschen sich rund vier von zehn Familien weiteren Nachwuchs.

Ausgesprochen hoch ist das Bildungs- und Qualifikationsniveau der Befragten: 61 Prozent haben Abitur, 49 Prozent einen (Fach-)Hochschulabschluss. Drei Viertel der Befragten sind aktuell berufstätig, 14 Prozent befinden sich in der Elternzeit, 4 Prozent bezeichnen sich als Hausfrauen bzw. -männer. Die Erwerbsquote ist insgesamt gesehen deutlich höher als bei heterosexuellen Familien,

gleichzeitig sind die Eltern in Regenbogenfamilien häufiger in Teilzeit erwerbstätig. Der Erwerbsumfang beider Partnerinnen bzw. Partner ist anderen Befunden zufolge über längere Zeit hinweg betrachtet sehr ähnlich.¹⁷ Sie zeigen somit ein etwas anderes Muster als heterosexuelle Elternpaare, bei denen zumeist der Mann in Vollzeit berufstätig ist, während die Frau nicht, geringfügig oder in Teilzeit beschäftigt ist. Der Erwerbs-situation entsprechend liegen die erzielten Einkommen überwiegend im mittleren Bereich. Bei 51 Prozent der Paare beträgt das monatliche Familieneinkommen zwischen 2600 und 4500 Euro, bei 31 Prozent ist es geringer und bei 12 Prozent höher.

Eltern und Kinder

Die rechtlichen Rahmenbedingungen der Elternschaft spiegeln sich in verschiedenen Familienkonstellationen mit unterschiedlichem Hintergrund wider (*Grafik S. 29*). Zahlenmäßig relevant sind vor allem zwei Konstellationen: Familien mit Kindern, die in dieser Partnerschaft geboren wurden (42 %), und Familien mit Kindern, die aus einer früheren – in der Regel heterosexuellen – Beziehung stammen (ca. 50 %). Kleinere Gruppen bilden Pflegefamilien (6 %) und Familien, die ein fremdes Kind adoptiert haben (2 %), wobei die Adoption meist im Ausland vollzogen wurde.

Die Herkunft der Kinder ist maßgeblich für die formale Beziehung zwischen Kind und nicht-leiblichem Elternteil in der Regenbogenfamilie. Der größte Teil (76 %) der *Kinder aus früheren Partnerschaften* hat Kontakt zu seinem zweiten Elternteil – zumeist handelt es sich dabei um den Vater. Diese Regenbogenfamilien sind in dieser Hinsicht mit anderen Stieffamilien vergleichbar: Zwar gibt es seltener ein gemeinsames Sorgerecht der getrennten Eltern, da 44 Prozent der Regenbogen-Eltern die elterliche Sorge allein ausüben, aber die Kontaktstruktur ist ähnlich. Das Engagement der „externen“ Elternteile bei der Erziehung variiert zwischen kaum und stark. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass die sozialen Elternteile – ähnlich wie in heterosexuellen Stieffamilien – nur sehr selten formale Elternrechte er-

¹⁶ Es wurde versucht, zu mehr als 11 000 Adressen Kontakt herzustellen.

¹⁷ Vgl. Nanette Gartrell u. a., *The National Lesbian Family Study: V. Interviews with Mothers of 10-Year-Olds*, in: *Feminism and Psychology*, 16 (2006) 2, S. 175–192.

worben haben. Eine Stiefkindadoption wird mit Blick auf die Beziehungen zum externen Elternteil zumeist nicht in Erwägung gezogen. Nur in vier Familien gab es eine Stiefkindadoption. Sechs Familien mit Kindern aus früheren Beziehungen haben einen gescheiterten Adoptionsversuch hinter sich. Die Abweisung des Ersuchens wurde entweder mit dem bestehenden Sorgerecht des zweiten leiblichen Elternteils oder mit dessen Widerstand begründet.

Die sozialen Eltern wünschen sich sehr häufig eine Stiefkindadoption, zumal sie fast alle angeben, eine gute bis sehr gute Beziehung zu den Kindern zu haben (95 %). Von den Familien mit Kindern aus einer früheren Beziehung leben die Partnerinnen bzw. Partner zu 79 Prozent in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft. Bei den Paaren mit *Kindern aus der aktuellen Beziehung* liegt der Anteil der „Verpartnerten“ mit 88 Prozent noch höher. Die Kinder wurden ganz überwiegend von beiden Partnern – in der Regel Partnerinnen – gemeinsam gewünscht und geplant. Vaterfamilien mit „gemeinsamem Kind“ sind sehr selten (2,5 %). Die Mütter wurden oftmals durch eine Samenspende schwanger, wobei es unterschiedliche Vorgehensweisen gibt: So wurde die Befruchtung teils mittels medizinischer Hilfe, teils in „Eigenregie“ vorgenommen.¹⁸ Auch die Wege zur Samenspende unterscheiden sich: Manche suchten einen geeigneten Spender im Bekanntenkreis, andere griffen auf eine Samenbank zurück. Insgesamt ist rund die Hälfte der Samenspender bekannt. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Vaterschaft auch amtlich registriert wurde. Vielmehr sind nur bei 18 Prozent der Kinder, die in die Lebensgemeinschaft hineingeboren wurden, die Väter in das Geburtenbuch eingetragen.

Eine maßgebliche Rolle bei der Entscheidung für oder gegen die Registrierung der Vaterschaft spielt die rechtliche Position des nicht-leiblichen Elternteils. Soll das Kind durch die Partnerin als Stiefkind adoptiert werden, kann die Eintragung des Vaters in das Geburtenbuch als Risiko erscheinen, da dieser und die zuständigen Behörden in die Stiefkindadoption einwilligen müssten. Dies spielt heute bei der Abwägung, ob der Vater angegeben werden soll oder nicht, durchaus

eine Rolle. Die ausführlichen Gespräche mit den Eltern zeigten zudem, dass dieses Thema schwierig ist und viele Aspekte zu bedenken sind. Dabei wurde auch dem Interesse des Kindes, beide leibliche Eltern zu kennen, große Bedeutung beigemessen.

Paare, die ihre Kinder gemeinsam geplant und in der aktuellen Beziehung bekommen haben, möchten in der Regel auch Elternverantwortung gemeinsam übernehmen. Dies dokumentiert sich in dem – zumeist von beiden Partnerinnen bzw. Partnern geäußerten – Wunsch nach einer Stiefkindadoption. Bisher ist diese in 42 Prozent der Familien mit eigenem Kind bereits vollzogen worden. In rund 28 Prozent der Familien, die das Verfahren bereits durchlaufen haben, hat der andere leibliche Elternteil der Adoption zugestimmt (in den übrigen Fällen war die Zustimmung nicht erforderlich).

Von den Eltern, welche diesen Schritt noch nicht getan haben, streben fast alle eine Stiefkindadoption an. Nur 7 Prozent lehnen diese ab und 2 Prozent waren zum Befragungszeitpunkt unentschlossen. Dabei sprachen sich die leiblichen Eltern etwas weniger häufig (85 %) für eine Stiefkindadoption aus als die sozialen (97 %). Das Interesse der sozialen Eltern am Erhalt der Elternrechte ist demnach stark ausgeprägt und wird von fast allen Müttern und Vätern mit Kindern aus der aktuellen Beziehung geteilt. In rund zwei Dritteln der adoptionswilligen Familien wurden bereits konkrete Schritte zur Umsetzung des Vorhabens unternommen. Als Motive für die Stiefkindadoption nennen 83 Prozent die rechtliche Absicherung ihrer Elternposition. Aber auch die Anerkennung als Familie (67 %) und der gemeinsame Kinderwunsch (58 %) bilden wichtige Gründe. Materielle Vorteile werden eher selten genannt.

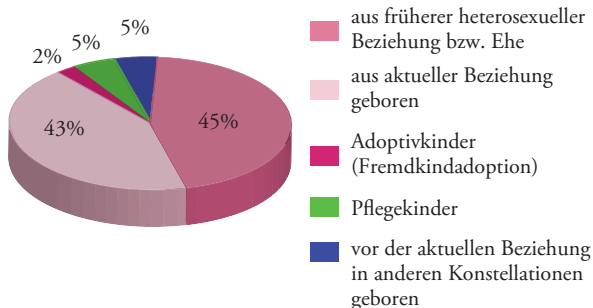
Die Beziehungen zum anderen leiblichen Elternteil gestalten sich in diesen Familienkonstellationen sehr unterschiedlich. Neben der Tatsache, dass der Vater bei rund der Hälfte der Familien nicht bekannt und somit auch nicht greifbar ist, gibt es zum Beispiel die typischen „externen Väter“, die sich wenig einmischen, aber mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt zu ihren Kindern pflegen. Es gibt aber auch engagierte Väter, die Verantwortung übernehmen und sich am Erziehungsalltag beteiligen. Alle Väter, die eine

¹⁸ Vgl. Birgit Sawatzki, *Que(e)r zur Familie. Lebensentwürfe lesbischer Mütter*, Marburg 2004.

Unterhaltungspflicht haben, kommen dieser jedoch regelmäßig und in vollem Umfang nach.

Kreative Lösungen der Frage der Elternschaft bildet die *queerfamily*, in denen sich lesbische und schwule Personen zusammenschließen, um ihren Wunsch nach einem Kind zu erfüllen. Aber auch in diesen Fällen können biologische und soziale Elternschaft und „amtliches“ Elternrecht auseinanderfallen, wenn zum Beispiel die Frauen den Verzicht auf eine Eintragung im Geburtenbuch zur Bedingung machen. So finden sich in der Studie Paare, in denen die Väter zwar eine durchaus aktive Rolle im Leben ihrer Kinder spielen, aber nicht als solche registriert sind.

Grafik: Herkunft der Kinder in Regenbogenfamilien



Quelle: ifb-Studie „Kinder in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften“ 2008.

Familienalltag unter dem Regenbogen

Grundsätzlich zeigen die Regenbogeneltern eine gleichmäßigere Aufteilung von Berufstätigkeit und einen höheren Anteil von Teilzeitbeschäftigten im Vergleich zu heterosexuellen Eltern. Zwar ist auch hier vor allem der leibliche Elternteil in Teilzeit beschäftigt (40 %) oder befindet sich in der Elternzeit (21 %), während die Partnerinnen bzw. Partner häufiger (62 % im Vergleich zu 39 %) Vollzeit berufstätig sind.⁹ Doch liegen die Teilzeitquoten deutlich über denen von Vätern in heterosexuellen Beziehungen. Die Erwerbsbeteiligung ist auch in Regenbogenfamilien abhängig vom Alter des Kindes, allerdings kehren die Mütter nach der Geburt eines Kindes früher in das Berufsleben zurück. So sind im ersten Jahr des Kindes 61 Prozent der Mütter nicht berufstätig, im zweiten sinkt der Anteil jedoch bereits auf 29 und im dritten auf 21 Prozent. Zum Vergleich: Von allen Müttern in Deutschland mit Kindern unter drei Jahren sind 57 Prozent nicht erwerbstätig.¹⁰

Diese Besonderheiten in der Erwerbspartizipation korrespondiert mit einer höheren Gleichverteilung der familialen Aufgaben zwischen den Partnerinnen und Partnern – ein Ergebnis, das bereits aus anderen Studien bekannt ist.¹¹ So bezeichnen sich die Befragten – je nach Tätigkeit – zu 37 Prozent (bei der Wäsche) bis zu 60 Prozent (beim Putzen)

als gemeinsam oder abwechselnd für die häuslichen Aufgaben zuständig. Neben der relativ seltenen ausschließlichen Zuweisung an eine der Partnerinnen bzw. einen der Partner fällt auch auf, dass häufiger Aufgaben delegiert werden. Man leistet sich zum Beispiel eine Putzhilfe, wenn keiner diese Aufgaben übernehmen mag oder Konflikte vermieden werden sollen. Leitlinien der Aufgabenteilung sind vor allem Fähigkeiten, Vorlieben und teilweise auch der Anspruch an Gleichverteilung. Ganz entscheidend sind jedoch die zeitlichen Spielräume, welche die Befragten haben: 79 Prozent teilen die Arbeiten entsprechend ihrer zeitlichen Möglichkeiten auf.

Kindbezogene Aufgaben

Die sozialen Eltern engagieren sich in sehr hohem Maße für die Kinder. Dass ihr Einsatz dem Niveau der leiblichen Elternteile gleichkommt, wird in Familien mit „gemeinsamem Kind“ von nahezu allen Befragten bestätigt. Ein wenig zurückhaltender erweisen sich nicht-leibliche Eltern, wenn das Kind aus einer früheren Beziehung stammt, aber auch hier stehen mehr als drei Viertel nicht hinter den leiblichen Eltern zurück. Rund ein Fünftel übernimmt zudem in ausgewählten Bereichen Erziehungsverantwortung. Dass sich die Partnerin bzw. der Partner nur in geringem Maße einbringen, kommt somit sehr selten vor.

Auch im Hinblick auf die kindbezogenen Aufgaben ist selten nur eine Partnerin bzw. ein Partner zuständig. Meist wechseln sich die Eltern in Regenbogenfamilien ab oder handeln gemeinsam. Ein Vergleich mit heterosexuellen Paaren zeigte sogar, dass sich die sozialen Müt-

⁹ Werte ohne Pflege- und Adoptivfamilien.

¹⁰ Mikrozensus 2007, ifb-Berechnungen.

¹¹ Vgl. Lawrence A. Kurdek, The Allocation of Household Labor by Partners in Gay and Lesbian Couples, in: Journal of Family Issues, 28 (2007) 1, S. 132–148.

ter in Regenbogenfamilien mehr einbringen als Väter in Kernfamilien.¹² Dies betrifft in besonders hohem Maße Freizeitaktivitäten mit einem Anteil von 77 Prozent sowie Gespräche mit dem Kind und Vorlesen, welche zu 71 Prozent von beiden gleichermaßen übernommen werden. Bei der Beaufsichtigung der Kinder und beim „Bring- oder Begleitservice“ sind zu mehr als 60 Prozent beide aktiv. Die Hausaufgabenbetreuung wird etwas häufiger (49 %) eher einem Elternteil zugeordnet. Sind kleine Kinder zu versorgen, übernimmt eher der leibliche Elternteil diese Aufgaben, was unter anderem damit korrespondiert, dass dieser häufiger nicht oder in geringerem Umfang berufstätig ist als der soziale Elternteil. Vor allem die leiblichen Eltern nutzen die Möglichkeit von Erwerbsunterbrechungen, insbesondere im Rahmen der Elternzeit, um für die Familientätigkeiten zur Verfügung stehen zu können.

Resümierende Diskussion

Regenbogenfamilien sind sehr vielfältig und stehen – je nach Entstehungsgeschichte und Biographie ihrer Kinder – vor unterschiedlichen Aufgaben. Bei deren Bewältigung spielen die rechtlichen und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen keine geringe Rolle. Diese könnten in verschiedenen Bereichen den komplexen Familienstrukturen in Regenbogenfamilien besser angepasst werden. Allerdings gibt es hierzu divergierende Positionen und somit keine einfache Lösung.

Dass die Paare in Eingetragenen Lebenspartnerschaften nicht gemeinsam adoptieren können, wirkt sich sowohl auf die Chancen einer Adoption als auch in der Familienrealität auf die mangelnde Absicherung der Kinder durch einen zweiten Elternteil aus. Diese Situation wird von den befragten Eltern und Expertinnen bzw. Experten unterschiedlich eingeschätzt. Während einige dafür plädieren, diesen Mangel zugunsten des Kindeswohls zu beheben, argumentieren einzelne Expertinnen bzw. Experten gegen eine Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare. Sie möchten den

Kindern neben dem „Verlust“ der eigenen Familie nicht das Risiko der Diskriminierung zumuten, das beim Aufwachsen in einer gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaft nicht auszuschließen sei.

Die Möglichkeit der Stiefkindadoption wird insbesondere für Kinder, die in die Beziehung hineingeboren wurden, in hohem Maße wahrgenommen und von den Eltern auch für wichtig erachtet. Von den Expertinnen bzw. Experten werden hier vor allem schnellere und einheitliche Verfahren gefordert. Teilweise wird die Forderung unterstützt, dass Kinder, die in die Lebenspartnerschaft geboren werden, automatisch eine rechtliche Beziehung zu beiden gleichgeschlechtlichen Eltern erhalten sollten. Eine solche Regelung würde automatisch – wie bei Ehepaaren – die Rechte der Samenspender beschneiden. Schwierigkeiten bereitet somit in diesen Fällen vor allem die Frage, wie die Beziehung zum anderen leiblichen Elternteil – in der Regel dem Vater – ausgestaltet werden soll. Hier können Interessenkonflikte zwischen den Anliegen der externen leiblichen und der sozialen Elternteile entstehen: Denn es ergeben sich – wie bei heterosexuellen Patchworkfamilien auch – Diskrepanzen zwischen faktischer und rechtlicher Elternschaft, da das Recht solche Konstellationen nicht berücksichtigt.¹³ Und schließlich ist auch das Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Herkunft zu bedenken.

Für die Familien mit Kindern aus vorherigen, heterosexuellen Beziehungen stellt sich die Frage der Stiefkindadoption seltener, da oftmals der andere leibliche Elternteil verfügbar ist und Elternrechte besitzt. Dies wird von der Mehrheit der leiblichen Eltern akzeptiert, wenngleich ein Teil der sozialen Eltern gerne auch formale Verantwortung für die Kinder übernehmen würde. Dieser Wunsch wird mit dem tatsächlichen Engagement für das Kind begründet. Ein Teil dieser Eltern kann zumindest das kleine Sorgerecht ausüben, da ihren Partnerinnen bzw. Partnern die alleinige Sorge für das Kind zusteht. Die Eltern wünschen vor allen Dingen eine größere Wertschätzung ihrer Leistungen für die Familie.

¹² Vgl. Nanette Gartrell u. a., The National Lesbian Family Study: II. Interviews with Mothers of Toddlers, in: American Journal of Orthopsychiatry, 69 (1999) 3, S. 362–369; dies. u. a., The National Lesbian Family Study: III. Interviews with Mothers of Five-Year-Olds, in: American Journal of Orthopsychiatry, 70 (2000) 4, S. 542–548. Kernfamilie = leibliche Mutter plus leiblicher Vater und Kind(er).

¹³ Vgl. Nina Dethloff, Kindschaftsrecht des 21. Jahrhunderts. Rechtsvergleich und Zukunftsperspektiven, in: Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, (2009) 4, S. 141–147.

Lebensentwürfe „50plus“

Die Moderne hat über Jahrhunderte hinweg ein klassen- und schichtübergreifendes Biographiemodell entwickelt, das die Berufsarbeit zum zentralen Angelpunkt des

menschlichen Lebens macht. Diesem Modell entstammen gewissermaßen als Abfallprodukt auch jene altersspezifischen Lebensentwürfe, die wir inzwischen, gerade weil sie klassen- und schichtübergreifend sind, schon fast für natürliche Entwicklungsstufen des Lebens halten: Mit Beginn der Pubertät in Vorbereitung

auf das Arbeitsleben erzwingt die Moderne die „Jugendzeit“. Mit Eintritt in die Berufsarbeit hält sie den Lebensentwurf des „Erwachsenen“ bereit (Karriere, Familie, Hauseigentum, etc.); und etwa mit 60 Jahren, dem statistischen Ende der Berufsarbeit, folgt dann der Lebensentwurf des Alters – interessanterweise weniger als eigenständiges Modell, sondern eher als Negativabdruck vom Erwachsenen- bzw. Berufsmodell. Tatsächlich ist am wenigsten klar, was der Lebensentwurf des Alters eigentlich sein soll. Dennoch gibt es ein öffentlich zitiertes Standardmodell: die „alten Leuten“. Mit dem Ende der Berufsarbeit degenerieren sie psychisch, physisch und sozial so weit, dass sie aus dem Berufsleben ausscheiden, sich als Oma und Opa an den Enkeln erfreuen und bald im Alters- oder Pflegeheim landen – ab und zu unterbrochen von altengerechtem Reisevergnügen und vielleicht noch ein bisschen Alterssport.

Aber schon lange ahnen wir, dass dieses Modell der Wirklichkeit nicht mehr so ganz entspricht. Es scheint gar obsolet. Dass dies tatsächlich so ist, liegt zum einen sicher daran,

dass die Modernisierung zu einer vermehrten Individualisierung sowie Pluralisierung der Lebensstile geführt hat und Arbeit und Familie damit nur noch zwei von vielen frei bestimmbaren Variablen im Lebensentwurf des Einzelnen sind.¹ Zum anderen liegt es jedoch vor allem daran, dass das Leben nach der Entberuflichung mit dem Modell der „alten Leuten“ nicht mehr konform geht. Es ist einfach sehr viel freier, individueller und flexibler gestaltbar. Denn mit 50, 60 oder auch 70 Jahren sind die meisten Menschen heute schlicht nicht alt. Alter ist damit kaum noch ein Element eines Lebensentwurfs für über 50-Jährige. Weshalb dies so ist und welche Wertesetzung und Lebensweise infolgedessen heute die Lebensentwürfe der Menschen ab 50 Jahren vor und nach dem Ausstieg aus dem Berufsleben prägen, zeigen die Ergebnisse der „50+ Studie“, einer repräsentativen, quantitativen und qualitativen empirischen Studie, die von Sozialwissenschaftlern der Universität Osnabrück im Frühjahr 2008 anhand einer Online-Befragung von 3880 Menschen zwischen 50 und 70 Jahren angefertigt wurde.²

Verschiebung des Alters-Limes

Dass das Alter kaum noch Element eines Lebensentwurfs 50+ ist, liegt vor allem an der Verschiebung des „Alters-Limes“. Dieser bezeichnet die Grenze zwischen „Alt-Sein“ und „Nicht-Alt-Sein“ und hat sich in den vergangenen Jahrzehnten um etwa 15 Jahre nach oben verschoben. Auslöser dafür ist die sogenannte „Wertewandelkoalition“, die den viel beschriebenen Wertewandel der vergangenen 40 Jahre durchgesetzt hat. Die Rebellen der Studentenrevolte, die „68er“

¹ Die biographischen Gestaltungsoptionen nehmen durch die Individualisierung sowohl hinsichtlich zentraler Lebensdimensionen wie Beruf, Familie oder Religion als auch hinsichtlich peripherer Lebensbereiche, wie Versicherungs- und Energiegesellschaft, Vereine etc. zu. Vgl. Hartmut Rosa, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne, Frankfurt/M. 2005.

² Vgl. Dieter Otten, Die 50+ Studie. Wie die jungen Alten die Gesellschaft revolutionieren, Reinbek 2008. Alle im Folgenden beschriebenen Erkenntnisse sind, soweit nicht anderweitig gekennzeichnet, Ergebnisse dieser Studie. Ein Teil des Fragebogens der 50+ Studie und damit auch deren Ergebnisse wurden zusätzlich durch zwei 1000er-Telefon-Befragungen überprüft. Die vorliegenden Ergebnisse sind damit für alle 50- bis 70-Jährigen in Deutschland repräsentativ, ein Online-Bias existiert nicht.

und die „Babyboomer“¹³ wurden durch das Aufwachsen in der Nachkriegszeit gleichartig geprägt und schufen zum Teil grundlegend gewandelte Werte und Normen, die zwar nur von einer radikalen Minderheit intoniert, von den anderen jedoch mit der Zeit als Generationsstil übernommen wurden – und zwar weltweit. Dem stehen hierzulande nur wenige traditionelle, konservative und nicht zuletzt auch DDR-nostalgische Milieus gegenüber, die sich dem allgemeinen Veränderungssog aber nicht entziehen konnten und wesentliche Werteänderungen mit übernommen haben.

Diese unmittelbare Nachkriegsgeneration macht derzeit etwa 25 Prozent der deutschen Bevölkerung aus und ist damit ebenso groß wie die Gruppe der 20- bis 40-Jährigen. Rechnen wir die heute 45- bis 50-Jährigen dazu, also alle Babyboomer, verändert sich das Verhältnis deutlich: Schon in fünf Jahren wird die Gruppe der dann 50- bis 75-Jährigen knapp 27 Millionen Menschen bzw. 33 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Doch weshalb verschiebt sich der Alterlimes? Alter ist ein gesellschaftliches Konstrukt. Das Land und die Kultur in der man lebt, Bildung und wirtschaftlicher Wohlstand entscheiden darüber, wie alt die Menschen werden oder wie früh sie sterben. Die durchschnittliche Lebenserwartung variiert stark von Land zu Land bzw. von Lebensstil zu Lebensstil. Wer etwa einen „interventionistischen“ Lebensstil pflegt, auf große Risiken (Rauchen, Drogen, harte Arbeit, Stress, Gefahren) verzichtet und sich trainiert, kann ziemlich alt und lange jung bleiben; wer es nicht tut, wer „nihilistisch“ lebt, altert in der Regel früher und stirbt auch eher. Die Angehörigen der „Wertewandler-Generation“ haben Zeit ihres Lebens den Übergang von nihilistischen zu interventionistischen Lebensformen betrieben bzw. vollzogen. Heute haben sie das Gefühl, bis zum 70. Lebensjahr nicht alt zu sein, auch weil sie mehrheitlich fit sind. Das betrifft in erster Linie die sportliche Verfassung, denn nie zuvor waren Menschen in diesem Alter so aktiv: Beachtliche 46 Prozent treiben re-

gelmäßig Sport. Weil sie den Lebensentwurf der „Alten Leuten“ ablehnen, unternehmen viele (fast) alles, um nicht alt zu werden und werden es auch nicht – was ein geradezu frappierendes Beispiel für soziale Konstruktion von biologisch-gesellschaftlicher Wirklichkeit ist.

Physische, psychische und soziale Fitness

Entspricht der Eindruck, 50- bis 70-Jährige seien nicht mehr alt, auch dem objektiv messbaren und subjektiv empfundenen Gesundheitszustand? De facto sind gesundheitliche Beschwerden wie Bluthochdruck oder Rückenleiden weit verbreitet. Diese stellen jedoch, durch Medikation und Therapie, für die allermeisten Menschen dieser Generation keine größere Einschränkung ihrer Lebensqualität dar. Die Zufriedenheit älterer Menschen mit ihrer Gesundheit war niemals zuvor so hoch wie heute.¹⁴

Gleichzeitig steigt auch die zu erwartende durchschnittliche beschwerdefreie Lebenszeit stetig an. 2002 lag sie laut Robert Koch-Institut bei 74 Jahren für Frauen und 70 Jahren für Männer.¹⁵ Auch aufgrund der von uns erhobenen Daten liegt die Vermutung nahe, dass die beschwerdefreie Lebenszeit mittlerweile über das 80. Lebensjahr hinausgeht. Wahrnehmung und tatsächliche Qualität der Gesundheit stimmen bei den Befragten also offenbar überein. 64 Prozent der 50- bis 70-Jährigen glauben obendrein, sie könnten ihre Kräfte in Zukunft noch erweitern.

Auch psychisch und sozial sind die heute 50- bis 70-Jährigen enorm fit. Sie sind in der Regel beipielllos ich-stark, selbstbewusst und mit sich selbst zufrieden. 81 Prozent geben an, heute viel besser zu wissen, was sie im Leben wirklich wollen. Der Grund dafür ist nicht zuletzt eine hohe soziale Integration. Sie sind sexuell aktiv, verfügen über gute Beziehungen zu ihren (Ehe-)Partnern und der Familie und entwickeln ein wohltuend selbst-

¹³ Der Begriff Babyboomer bezeichnet hier die in Deutschland geborenen, geburtenstarken Nachkriegsjahrgänge bis 1964.

¹⁴ Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), Das Altern der Gesellschaft als globale Herausforderung. Deutsche Impulse, Bd. 201, Stuttgart 2001.

¹⁵ Vgl. Robert Koch-Institut, Statistisches Bundesamt, Gesundheit in Deutschland, Berlin 2006, in: www.abafachverband.org/fileadmin/user_upload/user_upload_2006/Gesundheitsbericht_2006.pdf (10. 8. 2009).

bewusstes Verhältnis zum Alter. Sie reiben sich kaum an der Tatsache, dass sie altern. Ihr Lebensalter hat bei den Betroffenen auch auf der Selbstwahrnehmungsebene nichts mehr mit Alter im herkömmlichen Sinne zu tun. Nicht nur der tatsächliche, sondern auch der gefühlte Alters-Limes hat sich nach hinten verschoben. Da verwundert es auch nicht, dass in Lebensentwürfen 50+ das Alt-Sein längst ausgeklammert ist.

Berufliche und finanzielle Situation

Neben den physischen und psychischen Gegebenheiten haben auch die berufliche Situation und eine im Schnitt solide finanzielle Lage Einfluss auf moderne Lebensentwürfe 50+. Tatsächlich sind die 50- bis 70-Jährigen die relativ wohlhabendste Altersgruppe der Republik.¹⁶ Auch sind sie in bescheidenem Maße vermögend:¹⁷ 54 Prozent besitzen Wohneigentum oder Vermögensrücklagen. Diesen stehen jedoch 46 Prozent Nicht-Vermögende gegenüber, von denen etwa die Hälfte zusätzlich über relativ niedrige Einkommen verfügt und deren Aussichten in Bezug auf Rente und Altersversorgung durchaus als schlecht zu bezeichnen sind.

Diese Zweiteilung gründet auf der Stellung im Arbeitsprozess. Von den gut 20 Millionen Menschen, die heute zwischen 50 und 70 Jahre alt sind, sind etwas weniger als die Hälfte noch erwerbstätig – die meisten davon abhängig beschäftigt als Angestellte (45,6 %), Arbeiter (28,7 %) und Beamte (8,1 %). 17,6 Prozent sind selbstständig – eine Rate, die über 1,7-mal so hoch ist, wie die Selbständigenquote in der Gesamtbevölkerung. Sie ist damit zu erklären, dass jeder vierte Selbstständige nach dem 65. Lebensjahr erwerbstätig bleibt.

¹⁶ Die bundesdeutsche Bevölkerung ab 50 Jahre verfügte 2004 über ein durchschnittliches Haushaltseinkommen von 113 Prozent des gesamtdeutschen Durchschnittseinkommens. Vgl. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin, Auswirkungen des demographischen Wandels auf die private Nachfrage nach Gütern und Dienstleistungen in Deutschland bis 2050, Berlin 2007, in: www.diw.de/documents/publikationen/73/55742/diwkompakt_2007-026.pdf (11. 8. 2009).

¹⁷ Vermögend meint hier privates Eigentum am eigenen Haus bzw. der eigenen Wohnung oder den Besitz von Vermögenswerten anderer Art wie zum Beispiel Immobilien, die man nicht selbst bewohnt.

Die Selbstständigen in Deutschland sind damit Trendsetzer, denn sie leben vor, was die meisten anderen in ihre weitere Lebensplanung einkalkulieren: 30 Prozent der 50- bis 70-Jährigen wollen auch nach der Verrentung weiter in ihrem Beruf tätig sein. 60 Prozent möchten zwar nicht ihren Beruf weiter ausüben, aber sehr wohl etwas Berufsfähnliches tun. Das zeigt, dass es in Deutschland erheblichen Bedarf an Betätigung jenseits der Erwerbsbeschäftigung gibt. Unsere Wirtschafts- und Sozialordnung sieht jedoch für Nicht-Selbstständige nur das Ehrenamt als Lösung vor. Ehrenamtliches und freiwilliges Engagement haben in den vergangenen Jahren tatsächlich leicht zugenommen, doch nur 22 Prozent der Befragten sind ehrenamtlich tätig, was nicht selten am „Sozialcharakter“ der Ehrenamtlichkeit selbst liegt. Hier ist Reformbedarf erster Ordnung angesagt. Arbeit muss neu definiert und in die Veränderung der Bevölkerungsstruktur integriert werden.

66 Prozent der Angehörigen der Generation 50+ haben sehr genaue Vorstellungen darüber, wie sie die freie Zeit, die ihnen mit der Entberuflichung zufällt bzw. zufallen wird, nutzen möchten. Die meisten wollen die gewonnene Zeit nicht mit Nichtstun vergeuden, sondern in Tätigkeit investieren. Aber diese Betätigung soll auch in Form von Arbeit weniger dem Erwerb dienen, als zur Selbstverwirklichung beitragen. Dadurch scheint die Trennung zwischen Arbeit und Freizeitbetätigung fließend zu werden: Die Nutzung der gewonnenen Zeit soll etwas mit Bildung, Reisen, Kultur, aber durchaus auch etwas mit Arbeit zu tun haben. Beim Reisen geht es den Befragten um Erlebnisse kombiniert mit Partnerschaft und Unterhaltung. Die häusliche Freizeit dient vor allem der gestalterischen Selbstverwirklichung, sei es in Garten oder Haus, beim Kochen oder auch Gäste bewirten.

Familie, Ehe und Partnerschaft

Die 50- bis 70-Jährigen blicken heute auf völlig andere, liberalere Erfahrungen mit Familie, Ehe und Partnerschaft zurück, als alle anderen Menschen im gleichen Alter zuvor.¹⁸

¹⁸ Fast 80 Prozent der 50- bis 70-Jährigen hatten mehr als einen Partner im Leben, über 70 Prozent würden deshalb eine Beziehung, die nicht mehr trägt, auch beenden und rund 50 Prozent geben an, sich sexuell „ausprobiert“ zu haben.

Dennoch sind mehr als 71 Prozent dieser Generation verheiratet und weitere 10 Prozent leben in einer eheähnlichen Lebenspartnerschaft. Damit hat die deutliche Mehrzahl die Partnerschaft zum wichtigsten Alltagsgut und damit zu einem Kernelement ihres weiteren Lebensentwurfs erkoren. Und zwar deshalb, weil sich die Partner in der Regel großartig verstehen: 80 Prozent sind mit ihrer Beziehung zufrieden bis sehr zufrieden. Der Kern dieses guten Verständnisses ist die Lust am Zusammensein. Dazu gehört vor allem die gemeinsame Aktivität im Alltag wie in Freizeit und auf Reisen. Eine weitere häufig genannte Aktivität, die das Nicht-Alt-Sein besonders gut verdeutlicht, ist das Feiern: Immer mehr Menschen über 50 gehen (zusammen oder auch allein) zu Tanzpartys mit und ohne „Ü“ in Szenetreffs, Clubs oder Diskotheken, einfach nur um zu tanzen und auszuspannen.

Besonders hervorzuheben ist, dass Frauen der Generation 50+ auf ganz vergleichbare liberale und sexuell tabufreie Erfahrungen und Biographien zurückblicken können wie Männer. Die Emanzipation der Frauen, ihre persönlichen Entwicklungen und ihre Biographien nach 1968 sind vermutlich die wichtigsten Voraussetzungen für das Gelingen einer guten Partnerschaft bis ins hohe Alter. Wir nennen diesen Trend das „Philemon-und-Baukis-Syndrom“¹⁹ und halten ihn für einen der Haupttrends der Zukunft. Er hat nur eine (mögliche) Schwachstelle: Die familiär begründete, Generationen übergreifende Beziehungsinfrastruktur ist durch den Geburtenrückgang nicht mehr gesichert. Für Philemon und Baukis werden die Enkelkinder rar und die Betonung der Partnerschaft – sozusagen als Ersatz für Familiensolidarität – kann ein Netzwerk nicht wirklich ersetzen, denn sie setzt Beziehungs-Monokultur an die Stelle von Vielfalt.

Auch Sex spielt im Leben der über 50-Jährigen eine wichtige Rolle. Über 80 Prozent der Männer und gut 60 Prozent der Frauen geben an, regelmäßig Geschlechtsverkehr zu haben. 62 Prozent der Männer und 33 Pro-

zent der Frauen „machen es“ zwei bis drei Mal im Monat. Im höheren Alter zeichnet sich jedoch ein Rückgang sexueller Aktivität ab. Nur ein sehr kleiner Teil der älteren Bevölkerung (über 70) hat noch Sex, was aber nicht das Ende von Liebe und Zärtlichkeit sein muss. In dieser Phase gewinnen die weichen Faktoren der Sexualität an Bedeutung. So kommt es im Alter zwischen 50 und 70 Jahren offenbar darauf an, die Transformation der Sexualität „fleischlichen“ Stils in eine „vegetarische“ Form hinzubekommen.

Wohnexperimente

Beim Thema Wohnen ist in den Lebensentwürfen 50+ ein neuerlicher Variantenreichtum an die Stelle von Altenheim oder Pflege innerhalb der Familie getreten. Zwei populär diskutierte Modelle für das Wohnen im Alter sind die Alten-Wohngemeinschaft und das Mehrgenerationenhaus. Die Frage ist jedoch, ob diese eine flächendeckende Realisierungschance haben, wo doch die Generation der 50- bis 70-Jährigen in so guten Wohnverhältnissen lebt, dass eine Bereitschaft, sich in solchen Projekten niederzulassen, nicht unbedingt wahrscheinlich erscheint. 60 Prozent unserer Befragten halten das Mehrgenerationenhaus jedoch für hoch attraktiv. Nicht weil sie derzeit einen besonderen Bedarf dafür hätten, sondern weil es unter der Perspektive schwindender Familiensolidarität eine echte Alternative darstellt. Das Modell findet jedoch aus einem weiteren Grund bei der Zielgruppe 50+ breite Unterstützung: 88 Prozent der Menschen zwischen 50 und 70 Jahren würden nie oder nur im Pflegefall in ein Altenheim gehen. Wenn der Zeitpunkt der Pflegebedürftigkeit eintritt, werden also neue Modelle als erforderlich angesehen, um mit dem Pflegeproblem und anderen Betreuungsaufgaben im hohen Alter fertig zu werden. Solange die Zweierbeziehung noch funktioniert, werden solche Modelle nicht als zwingend empfunden. Wenn sie aber wegfällt, kommt der Punkt der Wahl zwischen der Betreuung im Altersheim und möglichen Alternativen. Wenn es diese gibt, hat das klassische Altersheim vermutlich keine große Chance mehr.

Machtvolle Mittelschicht?

Wenn die Menschen zwischen 50 und 70 Jahren heute nicht mehr alt sind, was bedeutet das für die Gesellschaft, die Politik oder für nach-

¹⁹ Philemon und Baukis: Das Paar aus der griechischen Mythologie, das die olympischen Götter wegen ihrer Gastfreundschaft damit beschenkten, zusammen in Liebe alt werden zu können. Sie taten dies weisungsgemäß und geben damit für die Literatur eine Metapher für diese Art der Ausnahmeliebe ab: Das ältere sich liebende (Ehe-)Paar.

folgende Generationen? Welche Konsequenzen ziehen die historisch einzigartigen Lebensentwürfe der Generation 50+ mit sich?

Durch die demographischen Prozesse der vergangenen 50 Jahre ist die Generation 50+ in eine Mehrheitsposition gelangt, die ihr die Macht gibt, die gesellschaftlichen und politischen Prozesse in diesem Land grundlegend zu beeinflussen. Die ökonomischen Daten über die 50- bis 70-Jährigen deuten darauf hin, dass sich hier die Mittelschicht verbirgt, deren Ende schon so oft prognostiziert wurde.¹⁰ Offensichtlich hat sich nur ihr Gesicht gewandelt: Es ist faltiger, linker und liberaler geworden. Die Ober- und Mittelschicht des beginnenden 21. Jahrhunderts setzt sich insbesondere aus den sozialen Milieus der Postmaterialisten und modernen Leistungsträger zusammen. Dies sind mehrheitlich soziale Aufsteiger und Gewinner der Bildungsexpansion, aber auch etliche aus der bürgerlichen Elite. Sie haben einen anderen Lebensstil in die Oberschichten mitgebracht, als er in der Vergangenheit üblich war. Sie verstehen sich nicht als konservative *Bourgeois* sondern vielmehr als *Citoyen*.¹¹ Sie denken nicht konservativ, nicht in militaristischen und patriotischen Traditionen; sie sind linksliberal und ökologisch, stehen für Emanzipation, Geschlechtergleichberechtigung und soziale Gerechtigkeit. Kurz: Sie ähneln Jean-Jacques Rousseaus Idee vom aufgeklärten *Citoyen* mehr als es je eine Ober- und Mittelschicht in Deutschland zuvor getan hat. Diese neue Ober- und Mittelschicht wird trotz ihres fortgeschrittenen Alters die nächsten 20 bis 25 Jahre politisch und gesellschaftlich prägen, bevor auch sie abtreten und eine völlig veränderte Moderne hinterlassen wird. Unter diesen Umständen kann die Verbindung zwischen bürgerlichen Schichten und christlich-

konservativer Politik in Deutschland bzw. das Modell der bürgerlichen Volkspartei und ihres Typs konservativer Politik zukünftig keinesfalls als gesichert gelten.

Lebenslang arbeiten?

Reformprojekte in aller Welt zeigen: Es kann eine faszinierende Erfahrung sein, bis ins hohe Alter zu arbeiten. Wenn aber ein erheblicher Teil der Bevölkerung über 65 Jahre weiter arbeiten möchte, womöglich bis zum 80. Lebensjahr und darüber hinaus, gerät das gesamte System der Arbeitsmarktregulierung ins Wanken. Zumutbarkeit und Grenzen der Arbeit im Alter müssen deshalb neu bestimmt werden. Die Faszination der bestehenden Modelle geht davon aus, dass die arbeitenden Älteren von jeglichen ökonomischen Zwängen befreit sind: Sie haben ihre Renten sicher. Stehen Ältere aber unter dem Zwang der Erwerbsarbeit, kann und wird der Segen zum Problem werden, Ausbeutung, Lohn- und Rentenkürzung wären nur einige denkbare Folgen. Somit kann die Frage nach der Arbeit im Alter nicht losgelöst von der Frage der sozialen Sicherung diskutiert und beantwortet werden.

Das Ehrenamt allein kann diese Problematik nicht lösen. Es ist nicht darauf eingestellt, Millionen von Menschen auf Dauer eine sinnvolle Beschäftigung zu geben. Möglicherweise hat aber ein altes Konzept, die Eigenarbeit, eine Renaissance vor sich. Das Grundprinzip der Eigenarbeit ist das „Selbermachen statt kaufen“: Menschen schließen sich dauerhaft und verlässlich zusammen, um gemeinsam Probleme zu lösen, die sonst nicht oder nicht so gut gelöst werden könnten. So können alleinstehende ältere Menschen beispielsweise in einer Alten-WG die häusliche Pflege in Eigenarbeit übernehmen oder ältere und jüngere Menschen sich im Mehrgenerationenverbund gegenseitig im Haushalt und bei der Kindererziehung unterstützen. In Eigenarbeit können zum Beispiel auch Kindertagesstätten, Hausarbeitsgruppen, Spielkreise oder Werkstätten geführt werden. Die Erfahrung mit solchen Projekten zeigt, dass so etwas am besten gelingt, wenn man auch zusammen wohnt oder siedelt.

Eines steht jedoch fest: Der heutige Normallebenslauf, der um das Berufsleben herum

¹⁰ Vgl. z.B. Markus M. Grabka/Joachim R. Frick, Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen?, DIW Berlin Wochenbericht, (2008) 10, in: www.diw.de/documents/publikationen/73/79586/08-10-1.pdf (17. 8. 2008).

¹¹ *Bourgeois* (franz.): Wohlhabendes Bürgertum; *Citoyen* (franz.): (Staats)Bürger, der politische Teilhabe beansprucht und dafür die ihm von der Verfassung gewährten politischen Freiheitsrechte ausschöpft. Vgl. Karl-Heinz Hillmann, Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1994; Götz Frank, Die zögerliche Annäherung des Bürgers an den *Citoyen*, in: *Einblicke*, (2004) 39, in: www.presse.uni-oldenburg.de/einblicke/39/3frank.pdf (12. 8. 2009).

organisiert ist und in dem Menschen mit durchschnittlich 60 Jahren aus dem Arbeitsprozess ausgegliedert werden, kann mit den gesellschaftlichen Herausforderungen nicht Schritt halten. Die Ressource Zeit, die nach dem Berufsleben so reichlich vorhanden ist, muss genutzt werden. Diese Chance blieb (bisher) ungenutzt.

Generationengerechtigkeit?

Der Wohlstand der Generation 50+ ist das Produkt gesellschaftlicher Transfers aus dem System sozialer Sicherheit. Doch dieses Modell der 1950er Jahre mit der Sozialversicherungspflicht als Basis ist angesichts der demographischen Entwicklung auf Dauer nicht tragfähig. Die Generationengerechtigkeit verlangt gerade hinsichtlich der Zukunftschancen der jüngeren Jahrgänge eine vernünftige Lösung des Rentenproblems. Angesichts ihrer numerischen Überlegenheit in der Gesellschaft erscheint es unwahrscheinlich, dass Lösungen gefunden werden, die nicht vom politischen Willen der Generation 50+ getragen werden. Die zukünftige Wählerstruktur könnte aber durchaus zu überraschenden politischen Bündnissen und neuen Lösungen führen. Die Partei oder Koalition, die am ehesten in der Lage sein wird, realistische Perspektiven zur (zumindest teilweisen) Lösung des Problems der sozialen Sicherung für die Zukunft aufzuzeigen, dürfte ähnlichen Erfolg haben, wie die CDU Konrad Adenauers bei der Bundestagswahl 1957.

Wohnverwandtschaften?

Jenseits des 80. Lebensjahrs nimmt das Pflegerisiko dramatisch zu. Selbst wenn wir dieses zukünftig durch medizinische Fortschritte halbieren, müssen wir davon ausgehen, dass fast jeder Dritte aus der Generation 50+ zu einem Pflegefall wird. Das wären in 20 Jahren um die 5 Millionen Pflegefälle. Sollen diese in Heimen untergebracht werden, müssten schätzungsweise 50 000 Heime gebaut werden.¹² Derzeit werden 80 Prozent

der Pflegefälle zu Hause betreut. Will man die drohende Betreuungskatastrophe verhindern, wird das auch in Zukunft so bleiben müssen. Nur führen die veränderten Lebensumstände schrumpfender Familien dazu, dass wir uns immer weniger auf die Familienpflege verlassen können. Single-Haushalte werden deutlich zunehmen: Von den über 70-Jährigen leben schon 56 Prozent allein, von den über 80-Jährigen 72 Prozent.

Die „Bohnenstangenfamilie“¹³ der wenigen, aber intensiven Verwandtschaftsbeziehungen kann das Problem weder lösen noch abfedern, weil ihre Mitglieder zu weit voneinander entfernt siedeln. Lösungen sind möglich, wenn die Themen „Pflege im Alter“ und „Wohnen im Alter“ in nicht-familiären Verbänden zusammengedacht werden. Doch ob Alten-WG oder Mehrgenerationenhaus, die Frage der pflegenden Solidarität muss gelöst werden. Hier könnte Eigenarbeit in der Tat ein funktionierendes Modell darstellen. Vielleicht ist es eine List der Vernunft, dass der Städtebau im Zusammenhang mit der ökologischen Erneuerung ganz neue Perspektiven eröffnet. Diese bieten Platz für neue Modelle des Wohnens, der Eigenarbeit und der Solidarität unter Menschen, die nicht blutsverwandt sind, aber vielleicht „wohnverwandt“ genannt werden können.

Es könnte sich als Glücksfall der Geschichte erweisen, dass mit der beschriebenen „Wertewandelkoalition“ gerade jetzt eine Generation in jenes Alter kommt, in dem sie die Kraft, die Einstellung und die gesellschaftliche Macht besitzt, durch ihre weitere Lebensplanung die gesellschaftlichen Herausforderungen zu stemmen und so zeitgemäße Lebensentwürfe 50+ zu etablieren.

¹² Zum Vergleich: Im Jahr 2003 existierten bundesweit 9743 zugelassene Pflegeheime sowie 713 195 Pflegeplätze. Vgl. Kap. 3.1.1 in: Erster Bericht des BMFSFJ über die Situation der Heime und die Betreuung der Bewohnerinnen und Bewohner, Berlin 2006, in: www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Publikationen/heimbericht/root.html (17. 8. 2009).

¹³ Bohnenstangenfamilie: Die Anzahl der gleichzeitig lebenden Generationen steigt an, während die Zahl der Familienmitglieder pro Generation durch den Geburtenrückgang abnimmt. Vgl. Karl Otto Hondrich, Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist, Frankfurt/M. 2007.

Vielfalt (mobiler) Lebensformen?

Der Wandel von familialen und nichtfamilialen Lebensformen in den vergangenen Jahrzehnten lässt sich für nahezu alle Industrienationen feststellen, wenn auch

Michael Feldhaus

Dr. rer. pol., geb. 1970; Projektkoordinator des pairfam-Projektes an der Universität Bremen, EMPAS, FVG-M, 28359 Bremen. feldhaus@empas.uni-bremen.de
www.pairfam.uni-bremen.de

Monika Schlegel

Dr. rer. pol., geb. 1968; Dozentin an den Universitäten Vechta und Oldenburg, Institut für Sozialwissenschaften, 26111 Oldenburg. monika.schlegel@uni-oldenburg.de

unterschiedlich in den Anfängen und in ihren qualitativen und quantitativen Ausprägungen.¹ Als Vergleich dient oftmals der Familientypus der modernen bürgerlichen Kleinfamilie, die ihre stärkste Verbreitung in den 1950er/1960er Jahren hatte und die gekennzeichnet ist durch die le-gale, lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, die mit ihren gemeinsamen Kindern in einem Haushalt leben, mit traditioneller, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Vor diesem Hintergrund wird der Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, der kinderlosen Ehen, der Alleinlebenden und die Zunahme von Ein-Eltern- und Stief-Familien oftmals als „Pluralisierung der Lebensformen“ zusammengefasst. Insgesamt weisen verschiedene empirische Analysen leichte Anstiege der Pluralität familialer und nichtfamilialer Lebensformen nach.

Als Ursachen für die Diversifikation von Lebensformen werden die Wohlstandssteigerung, die Bildungsexpansion, die veränderten Anforderungen des Arbeitsmarktes, der Wertewandel mit einer stärkeren Betonung von Selbstverwirklichungs- statt Pflicht- und Akzeptanzwerten sowie die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates angeführt. Kritische postmoderne Stimmen verwenden angesichts dieser Zunahme an Wahlfreiheit und Optionsspielräumen die Metapher eines

„Supermarktes“ mit einem breiten Sortiment von Alternativen und Akteuren, die eine Auswahl treffen.² Unstrittige Kriterien für die Klassifizierung von Lebensformen sind der Partnerschafts- und Elternschaftsstatus, der Familienstand und die Haushaltsformen. Strittig ist hingegen, ob nicht Zweitwohnsitze, die sozialen Netzwerkbeziehungen sowie insbesondere die räumliche Mobilität stärker berücksichtigt werden sollten, da sie nachhaltig die alltägliche Organisation des partnerschaftlichen und familialen Zusammenlebens beeinflussen. Die Aufnahme zusätzlicher Kriterien zur Beschreibung und Analyse von Lebensformen wird mit der zunehmenden gesellschaftlichen Komplexität begründet. So haben insbesondere beruflich bedingte Mobilitätsanforderungen im Zuge der Umstrukturierung des Arbeitsmarktes in den vergangenen Jahren zugenommen. Ebenso dürfte die gestiegene Erwerbstätigkeit von Frauen zu einer Erhöhung der Mobilitätsanforderungen insbesondere von Partnerschaften beitragen.

Erste deskriptive Analysen

Empirisch stößt die Erforschung von Lebensformen in vielerlei Hinsicht an Grenzen. Zwar haben verschiedene Studien und die amtliche Statistik die Datenlage erheblich verbessert, dennoch lassen sich systematische Defizite ausmachen: Es wird zu stark auf strukturelle Faktoren (wie Bildung, Alter, Beziehungsdauer, Erwerbsstatus) fokussiert, während partnerschaftsspezifische Beziehungs- und Persönlichkeitsmerkmale vernachlässigt werden. Zudem mangelt es an Längsschnittstudien, die es erlauben, individuelle Entscheidungs- und Verarbeitungsprozesse adäquat abzubilden. Im Folgenden werden erste empirische Ergebnisse der neu erhobenen pairfam-Daten kurz dargestellt, die insgesamt das Potenzial haben, lebensformbezogene Analysen erheblich zu erweitern. pairfam ist eine repräsentative Panelstudie zur Beziehungs- und Familienentwicklung in Deutschland und umfasst 12 402 Befragungspersonen, verteilt auf die Altersstufen der

¹ Als Überblick vgl. Michael Wagner, Entwicklung und Vielfalt der Lebensformen, in: Norbert F. Schneider (Hrsg.), Lehrbuch Moderne Familiensoziologie, Opladen 2008, S. 99–120.

² Vgl. Hans-Peter Blossfeld/Marina Rupp, Familiäre Übergänge, in: ebd., S. 139–166.

15–17-Jährigen (= 4334 Befragte), der 25–27-Jährigen (= 4016) sowie der 35–37-Jährigen (= 4052).

Wie verteilen sich nun die verschiedenen Lebensformen? In der Gruppe der 15–17-Jährigen leben 26 % in einer Partnerschaft, bei den beiden älteren Gruppen beträgt der Anteil bereits 76 %, wobei etwas mehr als 10 % vorher schon einmal mit ihrem jetzigen Partner zusammen waren und Partnerschaftsentwicklungen keineswegs immer gradlinig verlaufen. Nahezu 82 % der Befragungspersonen der älteren Gruppen leben mit ihrer Partnerin bzw. ihrem Partner zusammen. Eine Betrachtung der Lebensformen im Haushalt ergibt folgende Verteilung: Mehr als 90 % der jüngsten Gruppe wohnen mit ihren Eltern und Geschwistern zusammen; der Anteil der Drei-Generationen-Familien liegt hier bei etwa 4 %. Bei den älteren Gruppen zeigt sich ein differenzierteres Bild: Hier ergeben sich höhere Anteile für die Alleinlebenden (15,3 %), für diejenigen, die nur mit ihrem Partner zusammenleben (knapp 18 %), und vor allem für diejenigen, die mit ihrem Partner und ihren Kindern alleine in einem Haushalt leben (41,8 %). Insgesamt zeigt die Verteilung, dass sich der Grad an Ausdifferenzierung von Lebensformen bei diesen Kriterien in Grenzen hält. Wie wirkt sich der Einbezug weiterer Kriterien, wie der zweite Wohnsitz und die verschiedenen partnerschaftlichen Mobilitätstypen aus? Die Analysen ergeben, dass der Anteil derer, die angeben, dass sie noch einen zweiten oder mehr Haushalte haben, in den beiden älteren Kohorten bei lediglich 5 % liegt. Bei der Frage, wie mobil diese Alterskohorten sind, beziehen wir uns auf die von Norbert Schneider (et al.) eingeführten Mobilitätstypen:¹

a) *Shuttles* (Wochenendpendler, die sich arbeitsbedingt für einen Zweithaushalt am Arbeitsort eines Partners entscheiden) treten in den beiden älteren Gruppen nur bei knapp 1 % der Stichprobe auf.

b) *Fernbeziehungen*, definiert als Partnerschaften mit zwei getrennten, eigenständigen Haushalten, kommen in 18,5 % der bestehenden Partnerschaften der älteren Gruppen vor. Fragt man jedoch zum Beispiel rein deskriptiv, wie „fern“ denn diese Fernbeziehungen

sind und zieht als Angabe die Information nach der Häufigkeit gemeinsam verbrachter Nächte im vergangenen Monat heran, zeigt sich, dass 37,8 % zwei bis drei Nächte pro Woche, 11,8 % vier bis fünf Nächte und 15 % fast jede Nacht angeben.

c) *Fernpendler* (täglicher einfacher Arbeitsweg von mehr als einer Stunde) sind in 6 % der Partnerschaften zu finden. Dieser Anteil wird jedoch zu gering eingeschätzt, da uns dazu die entsprechenden Angaben der Partnerinnen bzw. Partner fehlen.

d) *Varimobile* (Personen mit variierenden Mobilitätsanforderungen und längeren Abwesenheiten). Bildet man eine Gruppe aus denjenigen, die in den vergangenen drei Monaten mehr als 30 Tage „auswärts“ übernachteten, so sind 3 % der Partnerschaften von dieser Situation betroffen. Auch hier wird der Anteil eher noch unterschätzt, da eine entsprechende Angabe der Partner nicht verfügbar ist.

Ausblick

Unsere Ergebnisse zeigen, dass sich bei einer ersten groben Übersicht keine starken Differenzierungen hinsichtlich der Lebensformen ergeben. Werden jedoch weitere Kriterien mit einbezogen, welche die alltägliche Haushaltsorganisation, die Partnerschafts- und Familienzeit in zentraler Hinsicht beeinflussen, wie die Angaben zur Mobilität, ergibt sich ein etwas anderes Bild. Zwar findet sich die vielfach beschriebene hoch mobile Gesellschaft in den *pairfam*-Daten nicht wieder, aber ihr Anteil ist dennoch nicht zu unterschätzen. Diese Ergebnisse geben aber nur einen kurzen Einblick. Die *pairfam*-Daten enthalten eine Vielzahl von weiteren Informationen, mit denen nunmehr genauer untersucht werden kann, wie sich die unterschiedlichen Faktoren auf die Partnerschaftsqualität und -stabilität, auf die Zeit mit Kindern und andere Aspekte des Familienlebens auswirken. Vor allem ergibt sich durch das Paneldesign der Studie die bisher einmalige Möglichkeit, den Wechsel von Lebensformen vorausschauend zu betrachten und nach ihren Wechselwirkungen mit anderen Lebensbereichen zu fragen. Erst danach kann die Frage beantwortet werden, ob es gerechtfertigt ist, heute von einem „Supermarkt“ der Lebensformen zu sprechen.

¹ Vgl. Norbert F. Schneider et al., *Mobil, flexibel, gebunden*, Frankfurt–New York 2002.

APuZ

Nächste Ausgabe 42–43/2009 · 12. Oktober 2009

Zukunft des Buches

Michael Krüger

Von der Zukunft des Buches

Gottfried Honnefelder · Claudia Paul

Medienwechsel – Verlegen in digitalen Zeiten

Joachim Güntner

Der Buchmarkt im Strudel des Digitalen

Michael Roesler-Graichen

Copyright und Rechtemanagement im Netz

Jeanette Hofmann

Zukunft der digitalen Bibliothek

Albrecht Hausmann

Zukunft der Gutenberg-Galaxis

Ernst Pöppel

Was geschieht beim Lesen?

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Hans-Georg Golz
Johannes Piepenbrink
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Manuel Halbauer (Volontär)
Telefon: (02 28) 9 95 15-0

Internet

www.bpb.de/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung *Das Parlament*
Frankenallee 71–81
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Norbert Bolz

3-6 Ich will einen Unterschied machen!

Das Problem der Selbstverwirklichung liegt darin, Freiheit in Sinn zu verwandeln. Was uns in den Augen der anderen Würde und Wert verleiht, ist nicht der Lebensstandard, sondern die Lebensführung.

Thomas Gesterkamp

7-12 Vielfalt der Geschlechterrollen

Die meisten Frauen betrachten Erwerbsarbeit nicht mehr als Zwischenspiel vor der Familiengründung. Die Reaktionen der Männer auf diesen Wandel unterscheiden sich je nach Bildungsstand, sozialer Schicht und kultureller Kompetenz.

Kathrin Mahler Walther · Helga Lukoschat

13-18 Kinder und Karrieren: Die neuen Paare

Paare, die sich Familien- und Erwerbsarbeit partnerschaftlich teilen, müssen hohen persönlichen Einsatz bringen. Doch das anspruchsvolle Lebensmodell lohnt sich: für die Paare selbst, für ihr Umfeld und für die Gesellschaft.

Klaus Dörre

19-24 Ende der Planbarkeit? Lebensentwürfe in unsicheren Zeiten

Unsicherheit kann nur dann als Anreiz begriffen werden, wenn ein bestimmtes Niveau an Einkommens- und Beschäftigungsstabilität gesichert ist. Prekarität kann mit Optionenvielfalt verbunden sein; Freiheitsgewinn bedeutet sie nicht.

Marina Rupp

25-30 Regenbogenfamilien

Gleichgeschlechtliche Paare und deren Familien weisen sehr unterschiedliche Familienstrukturen auf. Das Ausbalancieren der verschiedenen Elternpositionen wirft für die Betroffenen wie auch für die rechtliche Rahmung viele Fragen auf.

Dieter Otten · Nina Melsheimer

31-36 Lebensentwürfe „50plus“

Lebensstil und Lebensgefühl der Menschen zwischen 50 und 70 Jahren werden heute kaum mehr durch das „Alt-Sein“ geprägt. Der „Alters-Limes“ hat sich verschoben. Was sind die politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen daraus?

Michael Feldhaus · Monika Schlegel

37-38 Vielfalt (mobiler) Lebensformen?

Es werden erste Ergebnisse der neu erhobenen *pairfam*-Daten zur Vielfalt familialer und nichtfamilialer Lebensformen vorgestellt. Dabei werden insbesondere partnerschaftliche Mobilitätstypen berücksichtigt.